P.o.germ. 86 f -1 Becker

<36635425140012

<36635425140012

Bayer. Staatsbibliothek

Darstellungen

von

W. G. Becker.

Erstes Bändchen.

Leipzig 1798.

bei Voß und Compagnie.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Reise nach Paris.

Die Reise nach Paris.

Ich hatte schon den rechten Fuß auf den Wagentritt gesetzt, als ich ihn plötzlich wieder zurückzog, weil ich im Hintergrunde des Wagens ein Frauenzimmer und einen Officier erblickte. Was ist das? sagte ich verdrüßlich zum Fuhrmann; er hat mir ja von drei Herren gesagt, die mit nach Paris reisen wollten? Er fing an zu stottern, und gab vor, diese Herren hätten sich anders besonnen. Und wer ist denn dieses

Frauenzimmer? fragte ich. Ja, das weiß ich selbst nicht, war seine Antwort; steigen Sie nur ein; Sie können mit dem Tausche gewiß zufrieden seyn, und der Officier ist fast noch einmal so alt als Sie. Allons Monsieur! Komm sie herin, rief der Officier. Ich setzte mich also ohne weitere Umstände in die Kutsche, drückte meinem Freunde S. nochmals die Hand, und der bepackte Landauer rumpelte auf dem Pflaster fort.

Die erforderliche Krümmung meines Rückens beim Einsteigen und meine kalte Begrüßung der beiden Reisegefährten waren so ziemlich in eines zusammen geschmolzen. Ich mußte rückwärts sitzen, und das war mir um so lieber, weil ich Niemanden neben mir

haben durfte. Es ärgerte mich nicht wenig, daß mich der Fuhrmann hintergangen hatte. Als ich eine Weile in die Morgendämmerung hinausgeschaut hatte, ohne daß meine Augen auf einem bestimmten Gegenstande geruht hätten, warf ich zum ersten Male einen förmlichen Blick auf meine beiden Gefährten, und die Vorstellung, die ich mir von ihnen machte, mußte sich ganz natürlich bestätigen, weil ich schon vorläufig darüber mit mir einig geworden war. Das Frauenzimmer war eine artige junge Brünette, die ich sogleich für ein schönes Mädchen erklärt haben würde, wenn ich sie in einer anständigen Gesellschaft und in keiner Gelegenheitskutsche mit einem Officier gefunden hätte, dem sie, nach der Unterhaltung zu schließen, weder Frau, noch Schwe-

ster, noch Cousine seyn konnte. Der Officier war ein hageres Männchen von einem ganz unbedeutenden Gesicht, in welchem ich nichts als Spuren von Liederlichkeit und Pöbelsinn wahrzunehmen glaubte. Er schien sich ohngefähr zwischen vierzig und funfzig zu befinden, und war, wie ich nachher erfuhr, Capitain bei dem Regimente Beaujolois. An ihm war das Sprüchwort, daß, wenn ein junger französischer Officier die Hörner abgestoßen, gemeiniglich ein artiger und angenehmer Mann aus ihm werde, sichtbar zum Lügner geworden. Der Capitain hatte seine Hörner noch; sie waren nur stumpf, nicht abgestoßen. Er plauderte unaufhörlich, schwatzte das hundertste durch das tausendste, that mit dem Frauenzimmer als ein alter Bekannter, scherzte mit ihr, fluchte

einmal dazwischen, trällerte wieder ein altes Operettenfragmentchen — ich hätte ihn aus dem Wagen werfen mögen, so ärgerlich war ich. Und diese schöne Gesellschaft, die mir noch mancherlei Erbauungsscenen versprach, hatte ich, sieben ganze lange Tage zu behalten, die fatalste Aussicht von der Welt.

Es hatte sich damals etwas bei mir eingenistet, was man Hypochonder nennt. Ich war überdieß eine Zeit lang unpäßlich gewesen, und hatte mich noch nicht ganz wieder erholt. Die Nacht hatte ich wenig geschlafen, und obendrein that mir der Kopf weh. Die Trennung von meinen Straßburger Freunden lag mir ebenfalls im Sinne; und manche andere Trennung, die mich ehemals bekümmert hatte, er-

wachte wieder. Es war zwar ein schöner Morgen des angehenden Frühlings. Die Lerchen feierten ihn mit ihren lieblichen Gesängen, aber sie drangen nicht bis in mein innres Ohr. Ich umfaßte in dem weiten Kessel umher die Schönheit der Natur, ohne daß ich mich dadurch aufgeheitert fühlte. Endlich ward mein Blick, und mit ihm meine Seele von dem herrlichen Münsterthurm angezogen, der so oft ein Gegenstand meiner Bewunderung gewesen war. Der Anblick dieses Meisterwerks altdeutscher Kunst, des ältesten und einzigen seiner Art, verdrängte in mir nach und nach einigermaßen die Spuren des Unwillens und des Mismuths. Ich sank unvermerkt in stille Betrachtungen über den kühnen Schwung des erhabenen originellen Genies.

Auf einmal störte mich der unbescheidene Capitain, der bisher bloß mit dem jungen Frauenzimmer beschäftiget gewesen war, in meinen Träumereien, indem er mir seine Dose vorhielt, die, der Größe nach, eher einem Magazin als einer Dose zu vergleichen war. Er wollte mich aufmuntern; die artige Brünette fragte mich, ob mir nicht wohl sei. Ich habe Kopfweh, sprach ich, und will versuchen, ob ich es verschlafen kann. Und nun machte ich die Augen zu, und that wenigstens, als ob ich schlief — bloß um nicht reden zu dürfen.

Meine Gefährten mochten mich vielleicht für einen eben so unangenehmen Reisegefährten halten, als sie mir waren; und ich kann es nicht läugnen, ich gab ihnen noch mehr Gelegenheit

dazu als sie mir. Es war ja noch nicht ausgemacht, daß das Frauenzimmer das wirklich war, wofür ich sie hielt. Der Officier that freilich zu bekannt mit ihr, als daß bloßer Zufall sie in diesem Wagen zusammengeführt haben konnte; und wenn sie auch einander fremd waren, wie ließ sich vermuthen, daß ein junges Frauenzimmer von guten Sitten, in einer Miethkutsche, so ganz allein, auf Gerathewohl, eine Reise von Straßburg nach Paris unternehmen würde?

Dieß war es eben, was mich eigentlich verstimmte. So wie sich ein Reisewagen näherte, zog ich mich in den Winkel des Wagens zurück, gleich als ob ich lauter Bekannte vermuthete, die sich wundern möchten, mich mit einem

nem zweideutigen Frauenzimmer auf einer Reise nach Paris begriffen zu sehen. Zehnmal lieber hätte ich den unleidlichen Officier allein zum Gefährten behalten, wenn ich nur das Frauenzimmer los gewesen wäre. Ich muß noch jetzt über meine Aengstlichkeit lächeln: aber die Ursache davon lag in meinem Gemüthszustande.

Als wir zu Zabern, der Residenz des Bischoffs von Straßburg ankamen, erbot sich der Officier, das Mittagsmahl zu besorgen, um gut und wohlfeil zu essen. Dawider konnte ich eigentlich nichts haben; und es fand sich, daß er Meister darin war. Er accordirte mit der Wirthin aufs genaueste, und rechnete ihr den Preiß von jedem Ei vor. Hierauf ward beschlossen, uns

bis zur Essenszeit im Schloß umzuse-
hen. Der Capitain machte seine Ca-
priolen um das Frauenzimmer her, und
bot ihr den Arm an. Sie schlug ihn
aus. Dieß bewog mich, ihr zum er-
sten Male schärfer ins Gesicht zu sehen.
Dem Capitain fiel itzt noch ein, der
Wirthin die weichen Eier zu empfehlen;
und ich sah mich also mit dem Frauen-
zimmer einige Augenblicke allein vor der
Thüre. Das ist ein unleidlicher Mensch,
sagte sie: ich hätte uns wohl eine
bessere Gesellschaft gewünscht. Ich sah
sie steif an, so verwundert war ich über
diese Aeußerung. Ja wohl, gab ich
ihr zur Antwort, und wußte nicht, was
ich weiter sagen sollte. Darf ich Sie
um die Erlaubniß bitten, Ihnen mei-
nen Arm zu geben? fuhr sie fort; ich
fürchte die Zudringlichkeit dieses Men-

schen

schen. Dieß setzte mich wieder in Verlegenheit, und ich gab ihr meinen Arm, ohne weiter etwas zu erwiedern. Indem hüpfte der Capitain zur Thüre heraus. Ich glaubte, es würde ihn verdrießen, daß mir das Frauenzimmer den Arm gegeben; aber er schien nicht darauf zu achten, war lustig und guter Dinge, und führte uns nach dem Schlosse. Wir fanden einen großen ansehnlichen Pallast, der freilich nicht im modischen Geschmack, aber doch immer so gut meublirt war, daß der Erzbischoff, auch als Prinz von Rohan, gewiß keine Ursache haben konnte, sich seiner Residenz zu schämen. Dieser Pallast brannte nachher ab, und man glaubte nicht, von ohngefähr. — Der neue mußte freilich moderner gebaut und geschmackvoller eingerichtet werden. —

Was mir am meisten gefiel, war die schöne große Wasserparthie, die sich durch den Wald hin aus den Augen verlor.

Als wir zurück gingen und der Officier das Trinkgeld für uns berichtigte, drehte sich das Frauenzimmer auf meine rechte Seite, und gab mir wieder mit einer Verbeugung den Arm. Wir kehrten in das Wirthshaus zurück, nahmen unser Mittagsmahl ein, und setzten darauf unsere Reise weiter fort.

Meine Laune hatte sich in etwas verändert; sie war nicht mehr so mürrisch als vorher. War ich etwa durch Eitelkeit bestochen, weil mich das Frauenzimmer vor dem Officier auszeichnete? — Ich glaube nicht; denn darauf konnte ich mir wohl nicht viel zu

Gute thun. Hatten vielleicht die großen schönen Augen der artigen Brünette einigen Eindruck auf mich gemacht? — Auch das nicht; ich hatte noch immer viele Vorurtheile wider sie: und übrigens war ich eben nicht so gestimmt, mich wider meinen Willen auf eine solche Art überraschen zu lassen. Die wahre Ursache mochte vielleicht darin liegen, daß ich kein Complott wider mich entdeckte, welches durch Einverständniß dieser beiden Personen auch mir gewissermaßen gegolten hätte, und daß ich nicht durch Übermacht genöthigt war, meine eigene natürliche Rolle aufzugeben, und wie ein Taubstummer nach Paris zu reisen. Wo unter drei Personen jede für sich selbst gilt, da fühlt man sich immer freier, als wenn man es mit zweien aufzunehmen hat. Hierzu

kam

kam freilich noch, daß das junge Frauenzimmer dadurch, daß sie mit dem Capitain in keiner Verbindung stand, allerdings einen Stein im Brete bei mir gewonnen hatte. Sie war doch wenigstens nicht so tief gesunken, daß sie als ein junges hübsches Mädchen mit diesem ausgemergelten Geck durchgehen wollte.

So mochte sich es ohngefähr mit meiner Gemüthsstimmung vertragen, daß ich des Nachmittags etwas mehr sprach. Der Officier, welcher die Bemerkung gemacht hatte, daß sich das Frauenzimmer lieber mit mir unterhielt (ob ich ihr gleich wenig Veranlassung dazu gab) theilte jetzt seine Gespräche zwischen uns beide. Ich nahm wahr, daß sie sich gegen ihn immer anständig

und höflich betrug, aber doch gegen mich mehr Zutrauen äußerte. Konnte sie mich aber nicht durch bescheidene Artigkeit gewinnen wollen? Und wer verstehet dieses besser als eine Französin? — Dieß konnte sie also in meinen Augen nicht rein waschen; denn wie konnte sie, wenn sie ein honnettes Frauenzimmer war, sich entschließen, eine so weite Reise allein zu machen.

Wir kamen ins Nachtquartier. Ich machte mir sogleich ein eigenes Zimmer aus, damit ich nicht etwa den Capitain zum Schlafgefährten bekommen möchte. Der Capitain besorgte die Küche. Das Frauenzimmer ging mit der Wirthin auf die Seite, und wir sahen sie nicht eher wieder, als bis das Essen aufgetragen war. Wir waren beinahe fertig

fertig damit, als unser Kutscher ins Zimmer trat, und mir sagte, (denn die andern beiden verstanden nicht Deutsch und der Kutscher kein Wort Französisch) daß ein böhmischer Glashändler unten wäre, der gern mit nach Metz fahren wolle. Ich trug sein Anbringen gleich auf eine beifällige Art vor, aber der Capitain machte Einwendungen dagegen. Das Frauenzimmer sah mich steif an und sagte: warum sollten wir den ehrlichen Mann nicht mitnehmen? wir haben ja Platz. Der Capitain ward also überstimmt, und ohne weiter auf sein Geplaudere zu hören, ertheilte ich dem Kutscher den Bescheid, daß wir ihn mitnehmen wollten. Indessen nahm das Frauenzimmer ihr Licht, und sagte uns gute Nacht.

Als ich in meinem Bette lag, dachte ich über die ganze Begebenheit nach. Ich wünschte, der dreiste Capitain möchte das Mädchen ein wenig ausfragen; aber wahrscheinlich hatte er das schon gethan, ehe ich des Morgens eingestiegen war. Der böhmische Glashändler war ein wahrer Fund für mich, und es that mir leid, daß ich ihn nicht länger als bis Metz behalten konnte.

Seine Gesellschaft wurde mir auch in der That sehr angenehm. Er war ein gutgewachsener junger Mann von sechs und zwanzig Jahren, der sich recht gut zu benehmen wußte. Ich konnte deutsch mit ihm sprechen, und das war mir schon recht. Er mußte mir von seinem Handel, von seinen Reisen, von seinem Vaterlande erzählen, und ich

hatte ihn immer etwas zu fragen. Mit dem Capitain unterhielt ich mich fast gar nicht mehr, und mit dem Frauenzimmer wenig, außer etwa bei Tische. Sie sah bisweilen ernsthaft aus, sah mich öfters von der Seite an, und lenkte die Augen langsam weg, wenn ich es bemerkte. Anfangs schien sie mich zwar wieder in ihre Unterhaltung hineinziehen zu wollen; da ich aber in meinen Antworten immer etwas lakonisch blieb, so schien sie sich weiter keine Mühe zu geben, blieb aber dennoch so artig gegen mich als vorher.

So ging es bis Metz. Wir langten des Vormittags an. Es that mir leid, daß ich meinen Böhmen verlor; er bezahlte den Kutscher und nahm Abschied. Da es eben Sonntag war,

so

so fragte mich das Frauenzimmer, ob ich mit in die Messe gehen wollte. Ich bin ein Ketzer, sagte ich etwas munter, aber ich will mitgehen, um die Cathedrale zu besehen. Sie sind ein Ketzer? erwiederte sie lächend: nun desto eher kommen Sie mit; vielleicht bekehren Sie sich noch. Der Capitain bedauerte, daß er uns nicht begleiten könne, weil er einen alten Bekannten aufzusuchen habe. Wir gingen also allein.

In der Kirche trennten wir uns. Sie näherte sich einem Seitenaltar, wo eben Messe gelesen werden sollte. Ich besah indessen die Kirche und beobachtete die Menschen. Ich gestehe, daß es unartig ist, während des Gottesdienstes seine Neugier zu befriedigen, und in den Kirchen herum zu spazieren.

Freilich sind es die Katholiken gewohnt; aber es ist ein Mißbrauch, den man abstellen sollte. Noch weniger sollten die Küster oder Sacristaner selbst Gelegenheit dazu geben, und die Fremden während des Gottesdienstes herum führen, wie es mir oft geschehen ist; ja man zog sogar zuweilen, nicht ohne ziemliches Geräusch, die Gardinen auf und zu, die vor guten Altarblättern hingen.

Als ich muthmaßte, daß die Messe bald geendiget seyn würde, schlich ich zu dem Altare, wo ich meine verdächtige Unbekannte gelassen hatte. Ich fand sie noch knieend. Ihr Auge und ihre Gesichtszüge verriethen eine reine innige Andacht; sie wendete sich weder rechts noch links, und schien bloß mit

Gott und mit ihrem Herzen beschäftiget zu seyn. Als sie aufstand, drehete sie sich nach der andern Seite zu, und sah rings umher, bis sie mich gewahr wurde. Sie kam mir mit einer gewissen Heiterkeit entgegen, die sie ungemein wohl kleidete. Haben Sie sich umgesehen? sagte sie. Ich bejahete es. Nun so lassen Sie uns nach dem Wirthshause zurückkehren setzte sie hinzu, wir möchten eben keine Zeit übrig haben.

Das Essen war fertig, aber der Capitain war noch nicht zurück. Wir warteten; aber er kam nicht. Vermuthlich hat ihn sein alter Bekannter eingeladen, sagten wir einander und nahmen Platz. Es war uns schon bang, daß er zu lange tafeln möchte, als ein Hausknecht aus einem andern

Wirthshause uns ein Compliment und die Nachricht von ihm brachte, daß er eine Gelegenheit nach Lille gefunden habe, und schon vor einer Stunde abgereiset sei. Wir sahen einander an, als wenn sich ein Wunder zugetragen hätte. Ich wußte in dem Augenblicke nicht, ob mir seine Trennung von uns lieb oder unlieb seyn sollte. Ich lief sogleich zu unserm Kutscher, um zu hören, wie das zugegangen wäre. Der arme Teufel stutzte gewaltig, und blieb einige Minuten stumm. Hat er denn seine Sachen nicht abholen lassen? fragte ich. Er hat nichts bei sich gehabt, erwiederte er mir, als ein kleines Päcktchen in ein Schnupftuch geschlagen, was im Kutschkästchen lag. In dem Augenblicke sah er darnach; aber das Päcktchen war weg, und der Kutscher unbezahlt.

Der arme Mann dauerte mich; es war seine erste Reise nach Paris. Er hatte auf vier Personen gerechnet, und hatte nur drei bekommen. Die dritte hatte ihn obendrein betrogen; und auf einen Ersatz durch die Rückfracht konnte er wenig rechnen, weil er in Paris nicht bekannt war, und nicht französisch sprach. — Ich tröstete ihn damit, daß ich in Paris dafür wollte sorgen helfen.

Es war mir sonderbar zu Muthe, daß ich nun mit dem unbekannten Frauenzimmer ganz allein reisen sollte. Auch sie schien in sichtbarer Verlegenheit zu seyn, ohne mir es merken lassen zu wollen. Über den Vorfall selbst sprachen wir wenig, als in so fern er den Kutscher betraf. Wir hatten schon

die Stadt eine ziemliche Strecke im Rücken, als ein gemeiner Mensch, den ich erst itzt bemerkte, vom Kutscher Abschied nahm, und ihm sagte, er könne nun nicht mehr fehlen. Ich lachte über des Kutschers Einfalt, daß er sich noch außer der Stadt für ein Trinkgeld die Chaussee nach Paris zeigen ließ.

Jedes von uns hing eine lange Weile seinen eigenen Betrachtungen nach. Die bescheidene Munterkeit meiner Reisegefährtin hatte sich in stillen Ernst verwandelt. Sollte ich ihr wohl Unrecht gethan haben? sagte ich bei mir selbst. Ihre Andacht schien so wahr, so aufrichtig zu seyn. Und itzt — so unleidlich ihr auch der Capitain zu seyn schien — itzt da wir seiner los sind, scheint sie über seine Abreise verlegen zu

seyn

seyn. Es fuhr mir dabei ein halber Verdacht durch den Kopf; aber ich ließ ihn nicht zur Reife gelangen. Ich war deswegen unwillig auf mich selbst. Ihre betende Stellung, die ruhige Andacht, die ich während derselben in ihrem Gesichte wahrnahm, widersprach allem, was ich beinahe geargwohnt hätte. Du willst gerecht seyn, sprach ich zu mir selbst, dabei läufst du nie Gefahr, eine Ungerechtigkeit zu bereuen.

Ich unterbrach unser Stillschweigen zuerst. Ist Ihnen nicht wohl? fragte ich gutmüthig. O ja, antwortete sie mir freundlich. Aber bemerken Sie nicht, daß wir keinen so guten Weg mehr haben? fuhr sie fort. Ich hatte wirklich nicht darauf Acht gegeben. Sogleich sah ich zum Wagen hinaus,

und bemerkte, daß die Gleise ziemlich tief und holpricht waren. Wie geht das zu? sagte ich. Man rühmt ja die französischen Straßen vor allen andern, und diese scheint so schlecht als möglich zu seyn. Ich weiß es nicht, gab sie zur Antwort; es befremdet mich ebenfalls, ob ich gleich diese Straße noch nicht gereiset, sondern auf der Poststraße über Epernay gegangen bin. Vielleicht ist es nur ein Stück, das nicht lange dauert, versetzte ich.

Es war mir gewissermaßen daran gelegen, das Unrecht, was ich ihr in meinen Gedanken, und zum Theil durch mein Betragen zugefügt hatte, wieder gut zu machen; auch war es mir doch nicht ganz gleichgültig, für einen plumpen und unhöflichen Deutschen von ihr

gehalten zu werden, zumal da sie mir so ein belehrendes Beispiel gab. Ich ließ es mir also angelegen seyn, mich mit ihr zu unterhalten, und sprach von ernsthaften Dingen, wobei sie einen gut gebildeten Verstand äußerte, aber immer ihre gewöhnliche Bescheidenheit beobachtete. Indessen behielt sie doch ihr ernsthaftes Wesen, und etwas Nachdenkendes in ihren Blicken, wenn sie selbige auf Gegenstände außer unsern Wagen warf.

Je weiter wir fortfuhren, desto schlechter wurde der Weg. Ich will ein wenig aussteigen, sagte sie. Ich dachte anfangs an Yoricks ehrbare Dame und an ihr Rien que pisser, und blieb im Wagen sitzen. Als ich aber sah, daß sie neben dem Wagen hin-

hinging, und nur den heftigen Stößen desselben zu entgehen suchte, so stieg ich auch aus, und bot ihr meinen Arm an. Sie schlug ihn mit vieler Artigkeit aus, und ich ging also bloß neben ihr. Ich war verdrüßlich darüber. Sonderbar! dachte ich bei mir selbst, itzt, wo du dich artiger gegen sie beträgst, mag sie deinen Arm nicht annehmen, da sie dir doch den ihrigen selbst anbot, als du sie kaum einer Antwort würdigtest. Kurz es war mir nicht recht. — Aber so ist nun einmal das menschliche Herz.

Es fing bereits an zu dämmern, und das Dorf, wo wir übernachten sollten, war noch fern. Wir stiegen wieder in den Wagen, und fanden, daß er seine Mucken noch nicht abgelegt hatte. Der Weg wurde immer schlechter. Unmöglich

möglich sind wir auf dem rechten Wege, sagte ich zum Kutscher. Die Straße ist ja breit genug, gab er zur Antwort, warum sollten wir nicht auf dem rechten Wege seyn; ich bin ja nicht davon abgekommen. So schwer es mir auch wurde, so mußte ich es doch glauben. Es wurde immer dunkler, und meine Gefährtin schien darüber ängstlich zu werden. Sie schaute beständig aus dem Wagen, ob das Dorf nicht zu entdecken wäre. Begegnet war uns auch schon lange Niemand; und im Felde konnten wir keinen Menschen erwarten, weil es Sonntag war. Endlich versetzte uns der Wagen solche Stöße, daß wir alle Augenblicke befürchteten, umgeworfen zu werden. Der Kutscher hielt selbst an. Aber warum bleibt er denn in diesem Gleise, sagte ich ein wenig ärgerlich;

lenke er doch dorthin. Dort ists noch schlimmer, sprach er. Ist es doch, als wenn mir alles au contraire gehen müßte! setzte er ungeduldig hinzu.

So unangenehm es mir war, bei so schlechtem Wege von der Nacht überrascht zu werden, so mußte ich doch über den französischen Brocken des Kutschers lachen. Er muß schlechterdings irre gefahren seyn, versetzte ich; denn das ist unmöglich die Straße nach Paris. Die Straße nach Paris ist es wohl, erwiederte er, nur nicht die gewöhnliche. Und er hat das gewußt? sagte ich. Freilich habe ich es gewußt, antwortete er mir; aber wer hätte glauben sollen, daß sie so schlecht wäre. Warum ist er aber nicht die gewöhnliche gefahren? fragte ich ärgerlich. Nun erzählte mir der

arme Tropf, daß er es aus Sparsamkeit gethan, weil er auf dieser keine Zölle zu bezahlen brauche. Ein Straßburger Kutscher, der in dem nämlichen Wirthshause eingekehrt war, hatte ihm dieses gerathen, um seinem Schaden, wegen der Betrügerei des Capitains, wieder in etwas beizukommen. Hätte ich aber gewußt, daß es ein so vermaledeiter Weg wäre, fügte er endlich hinzu, so hätte ich es meinem Vieh und Fuhrwerk gewiß nicht zum Schabernack gethan. Das Mal nach Paris gefahren, und nimmermehr wieder!

Was konnte ich ihm darüber sagen? Ich schwieg und verdollmetschte den ganzen Handel meiner Reisegefährtin. Wir waren einig mit einander, ihm etwas mehr zu versprechen, als wir zu bezahlen

len schuldig waren, um nur die rechte Straße den folgenden Tag wieder zu erreichen. Ich bot ihr meinen Arm abermals an, weil man den Weg kaum mehr erkennen konnte; sie schlug ihn, jedoch mit vieler Artigkeit, zum zweiten Male aus, weil sie, wie sie sagte, mir nicht lästig werden wolle. Dieß war mir nun wieder nicht recht; denn ich wollte ja meine Sottisen wieder gut machen. Ich ging also neben ihr hin. Eine halbe Viertelstunde mochten wir so fortgegangen seyn, als sie mit dem einen Fuß in ein ziemliches Loch fiel. Dieß machte sie furchtsam, und sie bat mich nun selbst um Erlaubniß, mir ihren Arm geben zu dürfen. Nach einiger Zeit erblickten wir Licht, worüber wir sehr erfreut waren; wir setzten uns wieder in den Wagen, aber es dauerte

beinahe eine halbe Stunde, ehe wir den Ort erreichten.

Als wir in den Hof des Wirhshauses hineinrumpelten, umringten uns eine Menge Leute, die über unsere Ankunft verwundert zu seyn schienen. Einige lachten und zischelten einander ins Ohr. Eine dicke Frau, die ein Licht in der Hand hatte, und sich als Wirthin ankündigte, nöthigte uns die Treppe hinauf, und führte uns über einen Gang in eine große Stube, die an Größe und Leere einer ausgeräumten Scheune glich. Zwischen den beiden mittelsten Fenstern stand ein Bette, welches das Gegenstück zum Ofen machte, und mit diesem und dem Zimmer ziemlich in Verhältniß stand. Im Nothfall würden sechs Personen darin Platz gehabt haben.

ben. Sie fragte uns sogleich, ob wir etwas zu essen verlangten. Allerdings, gaben wir zur Antwort. Viel wird es aber nicht werden, sagte sie. Wir sind auch mit weichen Eiern und einem dünnen Eierkuchen zufrieden, erwiederte ich. Sie wollte gehen. Wir brauchen zwei Zimmer, sagte meine Gesellschafterin: will Sie mir wohl erst das meinige anweisen? Die Wirthin machte große Augen, und fragte scherzhaft, ob uns denn das Bette nicht groß genug wäre. Ich fiel ihr in die Rede, und suchte sie zu verständigen, daß das Frauenzimmer und ich einander nichts angingen. Sie lachte darüber und meinte, sie ließe sich nichts weiß machen; umsonst und um nichts hätten wir diese unbesuchte Straße gewiß nicht gewählt. Und was hat es denn zu bedeuten? sagte sie. Ein paar

so junge Leute — Wie ich noch jung war, hätte ich so viele Umstände gewiß nicht gemacht, mich von einem hübschen jungen Kerl bewachen zu lassen. Und hier kennt sie ja kein Mensch. — Das Frauenzimmer bestätigte ganz gelassen, was ich bereits geäußert hatte, und bestand bloß auf ein anderes Zimmer. Die Wirthin versicherte, es wäre alles besetzt, denn das ganze Haus sei voll Viehhändler. Es wird doch noch ein Winkel oder eine Bodenkammer für mich zu finden seyn, sagte ich. Nein, nicht ein Loch, erwiederte die Wirthin. Nun so setze ich mich in den Wagen, sagte ich. Daraus wird nichts, fiel mir das Frauenzimmer in die Rede: Sie sind krank gewesen, Sie sind noch nicht wieder wohl; ich gebe dieß schlechterdings nicht zu; Sie müssen dieses Zimmer be-

halten

halten. Indem trat der Kutscher in die Stube, und brachte uns unsere Nachtsachen. Er bat mich, Heu und Hafer für ihn zu fordern, ein Geschäft, was mir von nun an bis Paris zukam. Ich ging mit ihm aus dem Zimmer und die Treppe hinunter, um mein neues Amt zu verrichten. Als ich wieder in das Zimmer trat, fing sich unser edler Wettstreit vom neuen an. Sie behalten dieses Zimmer, sagte sie, das ist schon ausgemacht; und für mich ist auch gesorgt. Und wie? sprach ich; das ganze Haus ist ja voll Menschen. Ich habe, erwiederte sie, die Wirthin gebeten, ihren Mann im Dorfe schlafen zu lassen, und ihr Bette mit mir zu theilen. Ich wollte ihr das ausreden, und brachte wieder den Wagen für mich in Vorschlag; aber es war umsonst, sie blieb

unbeweglich. Als wir unser mageres Abendessen verzehrt hatten, fragte uns die Wirthin nochmals, ob wir uns denn nicht zusammen hier vertragen wollten; und als sie hörte, daß es bei der Abrede bliebe, stemmte sie beide Arme unter, schüttelte lachend den Kopf, und sagte, sie wollte ihren Kopf verwetten, wir würden, ehe wir noch nach Paris kämen, schon ein bischen näher mit einander bekannt seyn.

Das Frauenzimmer hatte sich indessen mit ihren Nachtsachen beschäftiget, und nun folgte sie der Wirthin, und wünschte mir eine gute Nacht. Das erste, was ich that, war eine genaue Untersuchung, die ich mit meinem großen Bette anstellte. Ich wunderte mich, daß es so reinlich war. Als die Wirthin

thin zurückkam, bat ich sie, mir es frisch zu überziehen. Der Überzug ist ganz neuwaschen, sagte sie, denn hierein lege ich nicht leicht Jemanden; es sind meine Brautbetten gewesen, und einem Paar junger Leutchen, wie Sie sind, hätte ich sie schon zu einer Hochzeitnacht geliehen. Mein Alter und ich machten auch erst Hochzeit mit einander, und die Trauung kam erst ein Vierteljahr hinter drein. Hierauf räumte sie den Tisch vollends ab, und verließ mich.

Ich legte mich sogleich nieder, denn ich war der Ruhe bedürftig; aber ich konnte nicht schlafen. Nicht etwa, daß die Plaudereien der Wirthin einigen Eindruck auf mich gemacht und meine Einbildungskraft rege gemacht hätten: nein! sie brachten vielmehr die entgegengesetzte

Wir-

Wirkung in mir hervor. Die Art, mit welcher sich das junge Frauenzimmer bei dem Geschwätze der Wirthin benommen hatte, vollendete den bessern Begriff, den ich mir von ihr gemacht hatte, und es bedurfte nun bei mir keiner Anstrengung weiter, ihr vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie nahm sich nicht die Mühe, über die falschen Vermuthungen der Wirthin viel Worte zu verlieren; sie bestand bloß mit einem anständigen Ernste auf ein anderes Zimmer; sie verzog keine Miene bei den ausgelassenen Scherzen der alten Plaudertasche, und wünschte mir mit dem völligen Bewußtseyn einer reinen tugendhaften Seele, eben so artig eine gute Nacht, wie gewöhnlich, ohne daß sie meine Begriffe von ihrem Charakter und von ihrer Reise zu fürchten schien. Diese sanfte

Würde in einer solchen Lage, wo manches andere Frauenzimmer sich entweder zornig gegen die Wirthin gezeigt, oder verschämt die Augen niedergeschlagen und die Wirthin dennoch ausgehört, oder sich gerechtfertiget und der Wirthin den Mund zugehalten hätte, nahm mich völlig für sie ein. Nur die weite Reise eines schönen jungen Mädchens von Straßburg nach Paris mit zwei unbekannten Mannspersonen konnte ich nicht damit zusammenreimen. Sollte ihr die Liebe einen Streich gespielt haben, und sie ihrem Geliebten heimlich nachreisen? — Bei diesem Gedanken blieb ich stehen, um so mehr, da der Kutscher nicht das geringste von ihr wußte, als daß sie einen Platz in seinem Wagen bestellt hatte. Alles Grübeln konnte indessen zu nichts nützen. Ich schlief ein. Bevor

aber

aber mein Entschlummern noch in festen Schlaf übergegangen war, weckte mich eine Maus wieder auf, die mir quer über das Gesicht lief. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß sich im Zimmer eine ganze Gesellschaft ähnlicher Thierchen lustig machte, während über der Decke meines Zimmers die Ratten einen Ball zu haben schienen. Dieß war nun freilich nicht tröstlich für mich; ich rasselte mit dem Stuhle, um sie zur Ruhe zu bringen. Ich mußte dieses Mittelchen oft wiederholen, und darüber ward ich zu munter, um bald wieder einschlafen zu können. Endlich siegte die Müdigkeit, und ich erwachte erst mit anbrechendem Tage durch ein Geknistere, was ich in meinem Bette hörte. Ich stand auf, kleidete mich an, und als ich die Ursache davon näher untersuchte, fand ich in dem Bette ein ansehnliches

Mäusenest, wovon sich mehrere Inwohner sogleich in die Stube zerstreueten.

Der Kutscher fütterte bereits seine Pferde, als ich zu ihm hinab kam. Die Mamsell ist auch schon munter, sagte er. Nun so mache er, daß wir bald fortkommen, war meine Antwort, und sorg' er, daß wir bald wieder auf die rechte Straße treffen; wir wollen ihm gern noch etwas zulegen. Nun müssen wir schon noch eine Weile darauf bleiben, erwiederte er, wenn wir nicht nach Metz umkehren wollen.

Als das Frauenzimmer aus ihrem nächtlichen Aufenthalte heraus kam, lächelte sie mir entgegen und fragte mich, wie ich geschlafen hätte. Ich erzählte ihr die Jagden, die ich gehabt hatte,

und tröstete sie, daß sie das Zimmer nicht angenommen habe. Nun erzählte sie mir, daß es ihr nicht viel besser gegangen, denn ungeachtet sie sich ganz an den Rand des geräumigen Bettes gelegt hätte, sei sie doch mehrere Mahle in Gefahr gewesen, von der dicken Wirthin herausgedrängt zu werden, anderer Umstände zu geschweigen. Sie lachte noch den ganzen Tag herzlich darüber, und so oft ihr diese Nacht nachher einfiel, brach sie in ein anhaltendes Lachen aus.

Das Beste bei den äußerlichen Umständen unserer Reise war, daß wir vortreffliche Witterung hatten. Der Morgen war sehr schön, und meine liebe Unbekannte heiterer als gestern. Ich bemühete mich, ihr auf alle Art zu erkennen zu geben, daß ich Hochachtung für

sie fühlte, nicht wie ein junger Mann, der sich zum Zeitvertreib oder aus andern Absichten in ihrem Herzen einzunisten suchte, auch nicht auf eine solche Art, die ihr eine reinere Leidenschaft hätte verrathen können, sondern auf eine uneigennützige gerade Weise, daß sie einsehen mußte; ich könne ein liebenswürdiges weibliches Geschöpf hochschätzen, ohne mich auf eine oder die andere Art in sie zu verlieben. Im Grunde lief auch beides wider meine Grundsätze, ob sich schon die edlere Art von Verliebung nicht immer darnach zu richten pflegt. Indessen glaubte ich doch, daß ich auch diese in meiner Gewalt hätte. Wir waren ein wenig ausgestiegen und vor dem Wagen hergegangen, wie wir nachher öfters zu thun pflegten. Ich bemerkte zum ersten Male, daß das liebe Mädchen einen schö-

nen

nen schlanken Wuchs hatte. Überhaupt war sie mir nun weit schöner geworden. Ein Paar große schwarze Augen mit schönen Augenbraunen überwölbt, gaben ihrem wirklich reizenden Gesichte eben so viel Ausdruck, wenn es sich der Munterkeit überließ, als Sanftheit, wenn es sich bei ernsten Empfindungen zu stillem Nachdenken sammelte. Wenn ich so neben ihr herging, oder im Wagen neben ihr, oder auch wohl zuweilen ihr gegenüber saß, so konnte ich mich nicht genug wundern, wie ein solches Gesicht mir hatte Verdacht einflößen können. Eine Tugend mehr, die ich an ihr bemerkte, war die Reinlichkeit und Ordnung, die beständig in ihrem Anzuge und in ihren wirklich schönen Haaren herrschte, die auf den Seiten etwas lang gelockt und hinten geflochten, aber dann wieder

hinauf

hinauf geschlagen waren. Sie trug einen schwarzen runden Mannshuth, war weiß gekleidet, und mit einer langen schwarzen Enveloppe bedeckt, die ihr bloß des Morgens und Abends zur Wärme, keinesweges aber zur Bedeckung des Anzugs diente; denn ihr Hals war bis oben verwahrt, und selbst der schärfste Blick hätte nichts von der Form ihres Busens errathen können. Überhaupt war sie von aller Kokketterie, die man in einem gewissen unschuldigen Grade an guten Frauenzimmern noch verzeiht, und in ein erlaubtes Bestreben zu gefallen umtauft, so ganz frei, daß es unbegreiflich war, wie eine junge schöne Französin, die nicht über achtzehn oder höchstens neunzehn Jahre alt seyn konnte, bei so viel Erziehungsform, Freiheit und Anstand, so unbefangen hatte bleiben können. War

sie mir ihres Standes und ihrer Reise wegen ein Räthsel gewesen, so war sie es mir ihrer Vollkommenheiten wegen noch mehr.

Man wird es mir nicht verdenken können, daß es mir nun sehr lieb war, den Capitain nicht mehr zum Reisegefährten zu haben. Die Zeit verging mir sehr angenehm, und ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn die Reise noch vierzehn Tage gedauert hätte. Ich unterhielt mich itzt beständig mit meiner schönen Unbekannten, und fand so viel richtiges Gefühl, einen so bescheidenen Verstand, und so viel guten Geschmack in ihr, daß ihre Gespräche, die oft sehr ernsthafte Gegenstände betrafen, eine wahre Nahrung für meinen Geist wurden. Bei allem dem besaß sie die lie-

benswürdigste Offenheit, die von Tage zu Tage gegen mich zunahm. Nur von sich selbst sprach sie nie, und ich war zu schüchtern, sie auszufragen.

Andere mögen die Merkwürdigkeiten der Oerter und Gegenden erzählen, durch welche sie reiseten. Frankreich hat der Beschreiber unzählige. Ich habe die Absicht, mich nur auf einige wenige Dinge einzuschränken, die mit meiner liebenswürdigen Reisegefährtin in einiger Beziehung stehen. Als ich eines Morgens in dem armseligen Champagne, das fast nichts als seinen Wein hat, zehn Pferde vor einem Pfluge erblickte, war ich nicht wenig darüber verwundert. Die umgerissenen Schollen dieses harten Kreidebodens lagen wie niedrige und umgestürzte Mauern über einander, die alsdann zer-

klopft

klopft werden mußten. Der Roggen stand so niedrig und so dünn, daß man darin hätte spazieren gehen können, ohne einen Halm zu zerknicken. Welch ein armseliges Land, sagte ich, was oft Ausländer, seines Weins wegen, wie ein Paradies sich denken! — Es giebt wohl einige bessere Gegenden, erwiederte sie, aber im Durchschnitt ist es doch eine arme Provinz. Die fruchtbarsten Gegenden, so wie die Weinberge, gehören dem Adel; der Bauer muß sie bearbeiten, ohne sich an seinen Produkten laben zu können, und die Guthsbesitzer verschwenden ihre Einkünfte in Paris. Daher kömmt es auch, daß die Bauern in Champagne meist wie Bettler aussehen. — Ich fand dieses auf unserm Wege fast durchgängig gegründet. Der Wein würde dieser Provinz immer noch Wohlstand genug

ver-

verschaffen, wenn der Ertrag innerhalb derselben wieder verzehrt würde. Der gewöhnliche Wein, wie man ihn in Wirthshäusern bekömmt, ist roth. Den besten, der seine jugendliche Faselei, welche die Deutschen so sehr lieben, durch sein Alter verloren hat, lernen wir in Deutschland selten kennen, weil man den jährigen jungen und schlechtern Wein mit großem Vortheil an uns Deutsche und andere Ausländer verkaufen kann. In Epernay mußte ich mit zwei andern Reisenden für eine Bouteille des allerbesten Champagner einen halben Carolin bezahlen; er moussirte freilich nicht, aber er war wie Oel, und hatte etwas ähnliches von einem alten Tokaier.

Wir waren nicht weit gefahren, so fanden wir zwölf Pferde vor dem Pfluge.

Freilich waren auch die Pferde darnach, aber doch gaben sie eben so viel mageren Kühen gewiß nichts nach. Der Boden sah überall wie beschneit aus. Der Ort, wo wir des Mittags einkehren sollten, lag auf einer Anhöhe; die Hütten davon blitzten uns mit blendender Weiße entgegen. Sie sind alle von Kreide erbaut, und wenn sie der Regen zusammen geweicht hat, so bauet man sie vom neuen auf. Das Wirthshaus schien das ansehnlichste von allen zu seyn; und doch war die Hausflur zugleich die Küche und auch das Speisezimmer. Die Wirthin trug einen langen Schaafspelz, der an der linken Seite zugeknöpft war. Zwischen dem Schoos und den Knien war ein großer runder Fleck an demselben zu sehen, der das gewöhnliche Nachtstühlchen ihres kleinen Kindes zu seyn schien,

welches sie bei unserer Ankunft auf dem Schoose hatte. Dieß erweckte keinen großen Appetit bei uns. Ein dünner Eierkuchen von weichen Eiern war übrigens alles, was wir haben konnten. Meine Reisegefährtin gab sich mit dem Kinde ab und liebkosete es, während sich die Wirthin zur Bereitung unsers Mahls anschickte. Sie setzte sich uns gegenüber, machte eine Vertiefung in ihren Pelz, gerade auf dem Flecke, welcher mir so aufgefallen war, schlug die Eier hinein, und schnellte die ganze Pastete in den Tiegel. Dieß bewog uns denn, daß wir den Eierkuchen unter die Kinder unserer Wirthsleute vertheilten, und bloß mit weichen Eiern vorlieb nahmen, die durch ihre äußere Schaale vor aller Unreinlichkeit geschützt waren.

So langweilig unsere Reise an sich selbst war, so gewährte sie mir doch viel Vergnügen und Zufriedenheit. Meine liebenswürdige Reisegefährtin betrug sich immer freundschaftlicher gegen mich, jedoch mit der klugen Zurückhaltung, die immer Hochachtung einflößt. Sie ließ mich dadurch empfinden, daß sie einigen Werth in mich setzte, und ich lernte mich dadurch gleichsam selbst mehr schätzen. Ihre Hochachtung auf immer zu besitzen, würde für mich schon Bewegungsgrund genug gewesen seyn, mich immer mehr zu bestreben, diesen Werth in mir zu erhöhen. — O es ist unaussprechlich wahr, ihr guten reizenden Geschöpfe, daß ihr die Herzen der Männer in eurer Gewalt habt, und daß es nur von euch abhängt, sie tugendhaft zu machen. — Und doch — wie oft muß ein tugendhafter junger

Mann,

Mann, selbst bei unbescholtenen Frauenzimmern, einem leichtsinnigen nachstehen, dessen zweideutiger Lebenswandel ihnen nicht verborgen seyn kann.

In Clermont trug sich mit meiner unbekannten Freundin etwas zu, was meine Neugier erregte. Wir kamen etwas spät an, und übernachteten im Posthause. Sie fragte sogleich den Postmeister, wenn die Post nach Paris gehe. In einer halben Stunde, sagte der Postmeister. Sogleich bat sie sich Papier, Dinte und Feder aus, und schrieb. Sie siegelte den Brief und überschrieb ihn. Ich erbot mich, ihn dem Postmeister einzuhändigen, aber sie neigte sich freundlich und trug ihn selbst aus dem Zimmer. Auch diese Gelegenheit mußte mir also fehl schlagen, ein Fünkchen Licht zu bekommen, was mir

ihre

ihre Geschichte vielleicht in der Folge hätte aufklären können. Sie kam zurück, und war sehr vergnügt darüber, daß die Post noch nicht abgegangen war. Wir aßen zum ersten Male wieder mit gutem Appetit, und gingen dann in unsere Schlafzimmer, die ich gewöhnlich gleich beim Aussteigen bestellte.

Es war fast sichtbar, daß man uns überall für ein paar getraute oder ungetraute Eheleute hielt; aber sie that nie, als ob sie es bemerkte, und betrug sich nur um so höflicher gegen mich. Dieß mochte für die Neugier der Leute noch anziehender seyn, um so mehr, da von dem Kutscher schlechterdings nichts zu erfahren war. Man betrachtete uns mehr, als man gewöhnlich Fremde zu betrachten pflegt; und ich spielte dabei

eine Rolle, die ich mir, unter solchen Umständen, wohl gefallen lassen konnte. In Montmirail gaben wir noch ein interessanteres Schauspiel.

Als wir daselbst ankamen, fragte man uns, ob wir etwa während der Zubereitung des Mittagsessens in den Park gehen wollten. Ich sah meine Gesellschafterin an, um ihren Willen zu vernehmen. Gehen Sie hin und sehen Sie sich um, sagte sie, ich will mir indessen ein Zimmer anweisen lassen. Ich wußte, daß sie sich gewöhnlich wusch und umkleidete; ich entfernte mich also und ging in den Park. Wie angenehm wurde ich nicht überrascht, als ich aus dem geräumigen Schloßhofe in diesen herrlichen Park trat. Er machte zu den magern Gegenden, durch die wir seit einigen

Tagen gekommen waren, einen erstaunlichen Contrast. Seine Anlage war vortrefflich; das junge mannichfaltige Grün der Bäume und des Grases war noch in seiner ersten Schönheit; der ganze Park wimmelte von Nachtigallen, die um die Wette schlugen; an dem einen Ende desselben sah man in ein schönes Thal hinab, auf dessen sammetnen Wiesen sich zerstreuete Häuser und Mühlen hinzogen: mit einem Wort, es war ein entzückender Aufenthalt. Ich durchlief einige Parthien desselben, ohne einen Menschen wahrzunehmen, und eilte wieder ins Wirthshaus, um meiner lieben Reisegefährtin meine Entdeckung mitzutheilen. Ich klopfte an die Thüre des Zimmers und fand sie noch verschlossen. Nicht lange darauf kam sie zum Vorschein. Meine Beschreibung machte, daß

sie nach dem Essen mit mir hinzugehen beschloß. Als wir damit fertig waren, bezahlten wir den Wirth und gingen hin. Hier lernte ich sie nun von einer neuen Seite kennen. Der Park machte nicht geringern Eindruck auf sie, als er auf mich gemacht hatte; ihr reges Gefühl malte sich in ihren Blicken; ihr Lob ergoß sich über die Schönheiten desselben mit einer Wärme, die ich noch nie an ihr bemerkt hatte; sie besah sich die schönsten Parthien wie ein Landschaftsmaler, der alle Ansichten einer schönen Gegend aufsucht, um die schönste darunter zu wählen; sie konnte des Schauens und Bewunderns nicht müde werden. Das Schmettern und Klagen der Nachtigallen entzückte sie. Sie setzte sich endlich auf eine Bank, um sie gemächlicher zu belauschen: ich setzte mich neben sie, um

sie selbst zu betrachten. Horchend heftete sie bald den Blick auf einen benachbarten Strauch, bald wieder auf einen Baum, bald wieder auf mein Gesicht, als wenn auch da eine Nachtigall gesessen hätte. Trunken von Gefühl schweifte ihr schönes Auge in den nahen und fernen Aussichten dieses reizenden Parks umher: sie verlor sich ganz in den umherliegenden Schönheiten der Natur, und ich mich zugleich in den ihrigen. Wir vergaßen uns — oder vielmehr die Fortsetzung unsrer Reise. Indessen war es doch sie, welche zuerst daran dachte. Eilfertig stand sie auf, und sagte: wir müssen fort, was wird unser Kutscher sagen?

Im Wirthshause war man sehr verwundert, uns wieder zu sehen. Von allen Seiten hörten wir bekräftigen und

betheuern, daß der Kutscher schon seit einer Stunde weg sei. Das war ein sonderbarer Streich. Ich schickte sogleich Jemanden zu Pferde nach, der ihn einholen und zurückbringen sollte, und wir beschlossen ihm entgegen zu gehen. Das Frauenzimmer war so betreten darüber, daß sie mir von freien Stücken den Arm gab. Als wir den kleinen Flecken durchwanderten, steckten alle Leute die Köpfe zu den Fenstern heraus, und es kamen uns einige nicht undeutliche Aeußerungen zu Ohren, welche Vermuthungen von einer Entführung enthielten. Meine liebenswürdige Gefährtin schlug die Augen nieder, und als ich der Neugier dieser Leute erwähnte, mußte sie selbst darüber lachen.

Ich schalt ein wenig auf den Kut-

scher. Wir sind selbst Schuld, sagte sie: wir hätten ihm sagen sollen, daß wir in den Park gingen: denn er ist gewohnt gewesen, daß wir nach dem Essen zuweilen ein wenig voraus gegangen sind. Ohngefähr nach drei Viertelstunden trafen wir wieder mit dem Wagen zusammen. Der arme Teufel entschuldigte sich eben so, wie ihn das Frauenzimmer bereits entschuldiget hatte. Indessen bekam er eine kleine Lection von mir, die jedoch nicht böse gemeint war — und die er auch im Grunde nicht verdient hatte.

Als wir wieder in den Wagen gestiegen waren, belachten wir erst unser Abentheuer, und es konnte nicht fehlen, daß die dicke Wirthin ebenfalls wieder aufs Tapet kam. Aber die Erinnerung an den reizenden Park war zu lebhaft,

als daß sie nicht hätte die Oberhand behalten sollen. Ich hätte gewünscht, sagte ich, diesen halben Tag an diesem angenehmen Orte zubringen zu können, aber ich wagte es nicht, Ihnen diesen Vorschlag zu thun. Ich hatte den nämlichen Gedanken, erwiederte sie; das Wirthshaus war gut, und wir hätten einmal ausruhen können. Ei warum haben Sie mir das nicht gesagt? sprach ich. Ich wußte ja eben so wenig, ob es ihnen recht seyn würde, versetzte sie lächelnd. — Es war mir nicht lieb, daß wir uns einander über dieses Anliegen nicht früher entdeckt hatten. Ich fragte den Kutscher, ob er heute gern dort geblieben wäre. Recht gern, war seine Antwort, die ich nun weit lieber verneinend gehört hätte. Es ist so doch besser, sagte die reizende Unbekannte.

Vielleicht hatte sie nicht unrecht. Einige Stunden länger in jenem anmuthigen Park hätten mich um den Sieg meiner Grundsätze und um meine Freiheit bringen können. Eine einzige warme Frühlingsnacht nach einem erquickenden Regen ist hinlänglich, die Natur in ihr festliches Grün zu kleiden: noch schneller reifen Empfindungen in einem gerührten Herzen. Überhaupt war es gut, daß Paris nicht noch hundert Meilen weiter lag.

Als wir in Meaux ankamen, begehrte ich ein kleines Zimmer für uns allein, weil der Saal, in welchen man uns führen wollte, schon ziemlich besetzt war. Lassen Sie uns lieber in den Saal gehen, sagte sie auf eine bittende Art; ich will Ihnen meine Gründe nachher sagen.

Kaum war sie hineingetreten, so ward sie von einigen Herren belagert, gegen die sie sich mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit betrug. Als sie wahrnahm, daß ich mich an das Fenster gesetzt hatte, um auf die Straße zu sehen, verließ sie diese Herren, und setzte sich zu mir. Ich war neugierig zu wissen, aus was für Gründen sie den allgemeinen Saal einem eigenen Zimmer vorgezogen; ich mochte sie nicht darum fragen, und sie fing nicht eher davon an, als bis wir wieder in dem Wagen saßen. Sie werden sich gewundert haben, sagte sie, daß ich heute lieber in den Gesellschaftssaal als in ein besonderes Zimmer ging: glauben Sie ja nicht, daß ich irgend eine Ursache hatte, die Sie betraf. Ihre Gesellschaft ist mir lieb geworden, und ich könnte nicht den geringsten Grund haben, warum ich nicht

lieber auf einem Zimmer mit Ihnen allein, als unter einem Haufen von Menschen seyn wollte, die ich weder kenne, noch suche. Nein! Sie verdienen vielmehr mein ganzes Zutrauen. Alles dieses sagte sie mit einer so feierlichen Miene, daß mir dabei ordentlich das Herz zu klopfen begann. Ich darf Sie meinetwegen nicht länger in Ungewißheit lassen, fuhr sie fort; ich muß gestehen, ich bewundere die Discretion, die Sie bisher gegen mich bewiesen haben. Ich bin Frau. Meiner Pflicht wegen wählte ich den Saal; denn wie leicht könnte bei dieser Nähe von Paris ein Bekannter meines Mannes da gewesen seyn, der mich vielleicht falsch beurtheilt hätte, wenn ich mit einem fremden jungen Manne in ein besonderes Zimmer gegangen wäre. Ich weiß, daß ich mit Ihnen überall allein

seyn

seyn kann; aber eine Frau, die sich schlechterdings nichts vorzuwerfen haben will, muß auch den geringsten Schein vermeiden, um nicht verkannt zu werden. — Ich hörte ihr mit stiller Bewunderung zu, und meine Neugier war äußerst gespannt. — Nach diesen Aeußerungen, fuhr sie fort, wird es Sie jedoch ein wenig befremden, daß ich eine so weite Reise ganz allein unternommen habe. Auch hierüber will ich Ihnen Aufschluß geben. Bald nach meiner Verheirathung überkam mein Mann ein Amt unter dem Intendanten in Straßburg. Ich folgte ihm, und kaum hatte er sich daselbst eingerichtet, als er Befehl erhielt nach Paris zurückzukommen, und die Papiere und Angelegenheiten des Prevôt des Marchands, der vor einigen Monathen gestorben ist, in Ord-

nung zu bringen. Meine bevorstehende Niederkunft hielt mich ab, ihn zu begleiten, und seine Reise litt keinen Aufschub. Die Unruhe, welche mir diese so unangenehme Lage verursachte, war vielleicht Schuld, daß mein Kind nur einige Tage überlebte. (Hier entfielen ihr einige Thränen.) Mein Mann bat mich, die Reise nicht eher anzutreten, als bis ich mich ganz wieder erholt hätte, und die schöne Jahrszeit abzuwarten. Ich hatte wenig Bekannte; mein Herz war in Paris: ich war wie auf Kohlen. Den Bedienten hatte ich bereits mit unsern Sachen vorausgeschickt: ich hatte also nur noch das Mädchen bei mir, das ich von Paris mitgebracht hatte; einer angesponnenen Liebschaft wegen wollte sie aber nicht wieder mit zurückgehen. Ich bemühete mich seit einiger Zeit um eine

schickliche Gelegenheit, weil ich weder Post nehmen, noch mit der Diligence gehen wollte. Acht Tage später hätte ich zwar eine sehr bequeme Gelegenheit haben können, aber sie war mir um anderer Ursachen willen nicht anständig. Endlich erfuhr ich von meiner Hauswirthin, die eine Bekannte von der Ihrigen war, daß Sie ebenfalls nach Paris reisen wollten. Die vortheilhafte Schilderung, die man mir von Ihnen gemacht hatte, und die ich vollkommen bestätigt gefunden habe (setzte sie höflich hinzu) bewog mich, meine Hausfreundin zu bitten, sich nach einem Miethkutscher umsehen zu lassen, und dieser wurde dann zu Ihnen geschickt, um zu hören, ob Sie mitfahren wollten. Ich hatte jedoch die Grille, daß Sie vorher auf keine Weise mit mir bekannt werden, oder etwas von

mir erfahren sollten; so wie ich auch den Capitain, der zufälliger Weise unser Gefährte wurde, dabei ließ, daß ich unverheirathet sei. Freilich hätte ich mir, ohne diese Grille die Demüthigung erspart, für ein leichtsinniges Geschöpf von Ihnen gehalten zu werden, wie ich in den ersten Tagen unserer Reise mit nicht wenigem Mißvergnügen bemerkte. — Ich wollte mich entschuldigen; es war mir aber eben so lieb, daß sie mich nicht zum Worte kommen ließ. — Sie hatten auch vollkommen Recht dazu, fuhr sie fort, denn der Schein war offenbar wider mich. Auch hätte ich Ihnen dieses Geständniß eher gethan, wenn ich nicht mit Vergnügen wahrgenommen hätte, daß sich Ihre Begriffe von mir geändert hätten. Aber noch einmal muß ich es sagen: ich bewundere Ihre Delicatesse

und Discretion. Mein Mann wird für die vielen Höflichkeiten, die Sie mir während unserer Reise bewiesen haben, dankbar seyn: ich habe ihm schon schriftlich Ihre Bekanntschaft gemacht.

Ihre Erzählung überraschte mich dergestalt, daß ich ihr für die gute Meinung, die sie von mir hatte, kaum danken konnte. Es war mir lieb, daß ich sie richtig beurtheilt hatte. Einer Rechtfertigung bedurfte sie zwar schon längst nicht mehr bei mir: indessen wußte ich doch nun, woran ich war. Sie verzeihen mir also, sagte sie mit unbeschreiblicher Güte, daß ich zu Meaux lieber in den Saal ging? Ich hätte es vielleicht gethan, wenn Sie auch mein Bruder gewesen wären. Wäre ich es doch! gab ich ihr zur Antwort: eine so liebens-

würdige Schwester zu verehren, sollte meine liebste Pflicht seyn. Sie sind sehr gütig, sagte sie. Haben Sie keinen Bruder? fragte ich. Ja, ich habe deren zwei, gab sie mir zur Antwort; aber Sie nähme ich schon zum dritten an. Nun so seyn Sie meine Schwester, versetzte ich; an einem so gefahrvollen Orte, wie Paris, ist eine so weise Schwester, wie Sie sind, als ein wahrer Schutzengel anzusehen. Für Sie, erwiederte das liebe Weibchen, wird Paris der Gefahren weit weniger haben, als für solche, die in der Welt neu und ohne Grundsätze sind.

Man glaube nicht, daß die reizende junge Frau nach dieser so artigen Verschwisterung in ihrem äußerlichen Benehmen vertraulicher gegen mich wurde.

Diese

Diese Vertraulichkeit erstreckte sich bloß auf ihre Reden. Sie blieb sich in allem gleich, selbst in ihren Höflichkeiten. — Unstreitig machen diese in der weiblichen Klugheitslehre ein Hauptcapitel aus. Durch zuvorkommende Höflichkeit gegen Frauenzimmer wird den neidischen und mißgünstigen der Mund gestopft. Durch allgemeine Höflichkeit gegen Mannspersonen gefällt ein Frauenzimmer allen, und vergiebt sich nichts; keine fühlt sich hintangesetzt, und keine ausgezeichnet. — Jedermann glaubt ihr Achtung schuldig zu seyn.

Unser letztes Nachtquartier war einige Stunden vor Paris. Wir fuhren am andern Morgen zeitig aus, und meine Neugier war hoch gespannt, welchen Eindruck der Anblick der berühmten

Wunderstadt Paris auf mich machen würde. Wie wunderte ich mich aber, als wir uns nach einigen zurückgelegten schmutzigen Dörfern in der Vorstadt befanden, ehe wir Paris gesehen hatten.

Der Weg zur Wohnung meiner liebenswürdigen Reisegefährtin, die ich ganz natürlich dahin begleiten mußte, ging ein ziemliches Stück auf den Boulevards hin, und dann durch einige Straßen. Endlich gebot sie dem Kutscher zu halten. Wir waren kaum ausgestiegen, als ihr Mann so gleich ins Haus herunter eilte, und sie ihm in die Arme flog. Hierauf riß sie sich plötzlich wieder von ihm los, kam zu mir hingelaufen, faßte mich bei der Hand, welches sie noch nie gethan hatte, und stellte mich ihrem Manne vor. Dieser nannte mich sogleich bei meinem

Namen, und überhäufte mich wegen der seiner Frau erwiesenen Höflichkeiten mit einer Menge verbindlicher Reden, während welchen sie an seinem Arme hing, und immer in dieselben mit einstimmte. Sie müssen mit uns frühstücken, hieß es, und der Kutscher muß warten. Als wir auf das Zimmer gekommen waren, begannen die Höflichkeitsbezeigungen vom neuen; meine schöne Begleiterin that in der Gegenwart ihres Mannes weit unbefangener und vertraulicher mit mir, als auf der ganzen Reise. Sie war nun weit munterer und scherzhafter, als ich es vermuthet hatte. Nach dem Frühstück empfahl ich mich, um mich in mein angewiesenes Wirthshaus zu begeben. Die liebe Frau wünschte, daß ich an einem guten Orte unterkommen möchte, und ihr Mann bat mich, sein Haus so

oft

oft als möglich zu besuchen; nur bat er schon voraus um Verzeihung, daß er seiner vielen Geschäfte wegen nicht immer würde zugegen seyn können.

Ich war sehr geschäftig, die Merkwürdigkeiten von Paris zu sehen. Die Luxemburger Gallerie von Rubens und das alte Louvre waren die ersten Gegenstände, die meine Neugier reizten. Ich durchkroch alles, was nur irgend der öffentlichen Beschauung für Geld und gute Worte bloß gestellt ist; und durch den Mann meiner Reisegefährtin, so wie durch einige andere Freunde, die sich für mich interessirten, bekam ich manche wichtige Privatsammlung zu sehen. Mit den Gegenden um Paris machte ich mich nicht weniger vertraut. Bald besuchte ich Versailles und Marly, bald St. Cloud

und Bellevûe, bald das einsame Meudon, bald eilte ich nach Chantilly — wenigstens waren dieß die Orte, die für mich die meiste Annehmlichkeit hatten. Ich sah am Pfingstfeste den Hof in seiner Pracht: Madame Elisabeth erschien bei der Procession der Ritter vom Heiligen-Geistorden zum ersten Male öffentlich. Ich sah den unglücklichen König oft, dessen bloße Rückkehr von der Jagd beinahe einem Triumphe glich. Ich sah das große Schauspiel der Revûe beider Garde-Regimenter, welche der Comte d'Artois commandirte. Mehr als hunderttausend Menschen befanden sich auf dem Champ de Mars und auf dem Wege, durch welchen alle Glieder des Hofs mit ihrem Gefolge prachtvoll vorüber zogen. Viele tausend Carossen bildeten in verschiedenen Reihen einen halben Zirkel von

einem Theile der Stadt zu dem andern. Überall waren auf dem ganzen Wege, den der König nehmen mußte, auf beiden Seiten zwischen den Bäumen Bühnen errichtet, um den König ungehinderter für Geld sehen zu lassen. Ein fernes dumpfes Vive le Roi kündigte seine Ankunft an, und durchlief die ganze Gegend wie ein Lauffeuer. So weit das Auge reichen konnte, stand alles mit entblößtem Haupte da, obschon ein großer Theil von Menschen ihn nicht von Angesicht zu Angesichte sehen konnte. Der König ritt in seiner Uniform einher, und wendete nur zuweilen den Kopf ein wenig, ohne jedoch den Huth ein einziges Mal mit seiner Hand zu berühren. Sein Bruder bückte sich fast zur Erde, als er ihn salutirte; aber es schien wider die königliche Würde zu seyn, diese militai-

rische Ehrenbezeigung anders als mit ein wenig Lüftung des Huths zu erwiedern. Welch ein schrecklicher Contrast zwischen jener orientalischen Größe Ludwigs XVI. und dem jammervollen Schicksale Ludwigs des Unglücklichen. Von eben dem Volke, daß sich selbst um die Zahl seiner täglichen Stuhlgänge bekümmerte, noch kurz vorher bis zur Ausschweifung geliebt, und dann auf einmal, aus keinen neu entstanden Gründen, nicht bloß verachtet, nicht bloß gemordet — nein! unmenschlich und ungerecht zu Tode gemartert! — Ludwig der Unglückliche war freilich nicht zum König, am wenigsten zum Könige eines solchen Reichs geboren. Und wer will ihm unter solchen Voraussetzungen Frankreichs Drangsale aufbürden? Wodurch hat er diesen schimpflichen Tod verdient! — Er war gutden-

kend und wohlthätig: er wäre gewiß ein guter Privatmann geworden. Eine Anekdote, die mir meine Reisegefährtin von ihm erzählte, als ich nach der beschriebenen Revüe zu ihr kam, macht seinem Herzen Ehre, und es freut mich, sie von ihm erzählen zu können. Als er einst beim Lombrespiel einen Louisd'or fallen ließ, und dem Pagen, der ihn suchte, selbst dazu leuchtete, strich Prinz von Conde oder Conti (denn ich schreibe aus der Erinnerung) mit seinem Aermel einen ganzen Haufen Louisd'or unvermerkt vom Tische herunter. Die Pagen waren ebenfalls mit Aufsuchung der Goldstücke beschäftiget, und wollten sie wieder auf den Tisch legen; aber der Prinz wies sie damit zurück. Das können Sie wohl thun, sagte der König zum Prinzen, der ihm damit hatte eine Lection geben wollen:

len: Sie sind reich, aber ich lebe bloß von meinen Unterthanen.

Zu meinen eigentlichen Vergnügungen machte ich die Schauspiele und die Promenaden, besonders in den unvergleichbar schönen, und hochgewölbten Linden-Alleen des Palais Royal, die der namenlose Besitzer, der damalige Dûc de Chartres und nachherige Dûc d'Orleans, den die Pariser damals verachteten, als sie ihren König noch liebten, nachher umhauen lassen, um Baraken hinzubauen und sie zu vermiethen. — Wer diese herrliche Alleen gesehen, muß diese Nachricht mit Unwillen gehört haben. Ein scharfsichtiger Physiognomiker hätte aus dieser Handlung, die Physionomie des Thäters daneben gehalten, schon damals auf Anlagen zu Königs- und Verwandten-

tenmord schließen können. — Hier in diesen herrlichen Alleen, gegen welche die Thuillerien, die Champs Elysées und das Bois de Boulogne nichts waren, hier gleichsam im Mittelpunkte von Paris, war der Sammelplatz der schönen Welt und der Fremden. Die Erlaubniß, den Spaziergängern Stühle zu setzen, war um 40,000 Livres verpachtet, und doch gab man für eine Sitzung in dieser schönen Welt, sie mochte so lange dauern als sie wollte, nicht mehr als zwei Sous. Welch ein Gewühle von lebendigen Modepuppen! Der ganze Platz glich einer ungeheuern Marionettenbude, von dem feinen Menschenbelauscher und Sittenschilderer Chodowiecki in Leben und Handlung gesetzt. Jedes Individuum glich einem künstlichen Uhrwerke, von einem zauberischen Mechaniker dem Schöpfer

der

der Natur zum Hohn aufgestellt. Hier erblickte man alle Moden von Kleidern, Stoffen, Farben, Schnallen, Frisuren, Knöpfen und Bändern, die man in den Kramläden einzeln hätte zusammen suchen müssen. Hier drängten sich alle Intriguen, Possen, Karrikaturen, Liebeshändel und komische Charakterrollen zusammen, welche die Dichter der komischen Pariser Schaubühnen, wie die verstellten Grafen und Barone die Kleider aus den Trödelbuden, zu ihrem Gebrauche nur aussuchen durften. Auch für Contraste aller Art war gesorgt, um Effect in das Ganze zu bringen. Alte Gecken, die mit jungen Mädchen jung thun wollten; bejahrte petites Maitresses mit jung scheinenden Gesichtern; auf die Folter gespannte Grazie in häßlichen Fratzen; buhlerische Frechheit bei

reizenden Gesichtszügen — welche reiche Ausbeute für den Menschenbeobachter! Den sonderbarsten Contrast unter diesem buntgemischten Haufen gaben hie und da junge Engländer, die sich wie ungeleckte Bäre in ihren Reitkleidern mit besprützten Stiefeln und zerzauseten Haaren, mitten durch die zierlichen Gesellschaften hindurchschoben, oder hindurch stolperten, und noch mehr Ungelenkigkeit und Plumpheit affectirten, als sie vielleicht haben mochten. Die lächerlichsten Figuren von allen machten jedoch junge Deutsche und andere Ausländer, welche sich es hier, wie das Studiren auf den hohen Schulen, äußerst angelegen seyn ließen, die Sitten der großen Welt nachzuahmen, aber sich zu allen den mechanischen Figuren, wie die Bewegungen eines Gliedermannes zu den Schönheits-

linien eines Vestris verhielten. Man sah sogleich, daß sie nicht von dem nämlichen Mechaniker organisirt, sondern bloß Übungsstücke seiner Lehrlinge waren. — Hier saß ich oft, und hatte in den gewöhnlichen eleganten Stunden, die so pünktlich gehalten werden, wie der Wechsel der Frühlings- Sommer- Herbst- und Winterkleider, für meine zwei Sous das interessanteste Schauspiel von der Welt.

Unter den eigentlichen Menschenklassen interessirten mich natürlicher Weise die Gelehrten, Schöngeister und Künstler am meisten. An den letztern, worunter verschiedene Deutsche, wie die Kupferstecher Wille und Weißbrod zum ersten Rang gehörten, fand ich fast den meisten Geschmack. Vernet, Greuze,

la Tour waren überaus gefällig und artig. Unter den Gelehrten lernte ich ebenfalls verschiedene verdienstvolle Männer kennen, und unter allen zeichnete sich Villoison durch seine Dienstfertigkeit aus. Die sogenannten Schöngeister, deren Bekanntschaft ich machte, wollten mir am wenigsten gefallen: entweder waren sie fade Gecken, oder übermüthige Narren, die von Jedermann erwarteten, daß man ihnen ihre Oeuvres von der Stirne lesen sollte. Nur einer darunter, der unstreitig unter die besten neuern französischen Dichter gehört, und dessen Bekanntschaft ich durch den Mann meiner Reisegefährtin erhielt, zeichnete sich darunter auf eine solche Weise aus, daß er mir durch sein Aeußerliches selbst in Deutschland aufgefallen wäre — ich meine Blin de Sain-More. Er kleidete

dete sich ganz unmodisch, trug sehr kleine Schnallen, und sah, zumal in seiner Wohnung, wie ein wackerer deutscher Stubengelehrter aus. Und dieß alles war nicht etwa Affectation: er kam wenig oder gar nicht in die große Welt, war bescheiden und artig, und schien sich mehr um sich selbst, als um andere zu bekümmern. Die beiden Hauptlichter der dasigen gelehrten Welt, Voltaire und Rousseau, glänzten zwar damals noch an dem Horizonte derselben; aber ich war gerade zu der Epoke nach Paris gekommen, wo sie verlöschen sollten. Voltaire's Geist schwebte nur noch einige Wochen in seiner baufälligen Wohnung; die wenigen Kräfte, die er durch den häufigen Gebrauch des Caffee sammelte, verwendete er auf die Encyklopädie. Man trug ihn gleichsam aus dem Wagen, wenn er ins

Schauspiel fuhr, um daselbst die letzte Huldigung vom Publicum zu empfangen. Er hatte schon seit einiger Zeit angefangen zu sterben; daher wurde Paris durch seinen Tod nicht überrascht. — Rousseau lebte damals in Ermenonville, wo er auch auf der bekannten Pappelinsel begraben worden. Er war Paris so gut wie abgestorben. Ich hatte schon den Tag festgesetzt, an welchem ich nach Ermenonville reisen wollte, um diesen berühmten Mann von Angesicht zu sehen, wozu ich durch eine gute Empfehlung an den Marquis von Girardin alle Hoffnung hatte. Unglücklicher Weise kam aber drei Tage vor meiner projectirten Reise die Nachricht nach Paris, daß er gestorben sei. Sein Tod machte allgemeine Sensation. Von Voltaire's Absterben sprach man nur drei Tage: Rousseau

seau blieb wenigstens so viele Wochen die Losung aller Gesellschaften. Voltaire wohnte seiner Apotheose auf dem französischen Theater selbst noch bei: Rousseau wurde, wie die Heiligen, erst nach seinem Tode canonisirt.

Unter den gelehrten Merkwürdigkeiten darf ich unmöglich eine Anstalt zu nennen vergessen, die für Fremde außerordentlich wohlthätig war, aber auch, wie ich später hin erfuhr, Unvorsichtigen sehr gefährlich werden konnte. Ein gewisser Mr. de la Blancherie, der vorher unter die unbekannten Gelehrten gehört hatte, machte sich auf einmal durch Stiftung einer Assemblee bekannt, wo Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Fremde sich Donnerstags versammeln, und alle neue Schriften und Kunstwerke, so wie

andere nützliche Erfindungen, in Augenschein nehmen konnten. Er hatte zu diesem Behuf ein eigenes Haus gemiethet, und mehrere Zimmer dazu eingerichtet. Gegen Fremde war er äußerst zuvorkommend, lud sie öfters zu Tische, und bot ihnen wohl gar seinen täglichen Tisch während ihres Aufenthalts an. Mit dieser Anstalt für das gebildete Publicum verband er die Idee, eine allgemeine litterarische Correspondenz durch ganz Europa zu gründen, sich in allen Ländern Correspondenten auszumachen, und ein Journal universel in Quart herauszugeben. Es erschien eine Probe davon, die aber nicht sonderlich ausfiel; und außerdem hatte sich der Herausgeber noch zu wenig bekannt gemacht, um etwas besseres erwarten zu können. Er hielt sich einige Secretaire und verschiedene Bediente;

diente; und dieser Aufwand, den mit der Zeit das Journal universel bestreiten sollte, fiel so sehr in die Augen, daß diejenigen, welche den Stifter dieser Anstalt vorher als einen güterlosen und unbedeutenden Gelehrten gekannt hatten, die Köpfe dazu schüttelten. Indessen war er außerordentlich gefällig und dienstfertig, und seine Anstalt ungemein interessant und anziehend. Niemand hatte jedoch den Zutritt, der nicht vorher dem Herrn de la Blancherie durch eine Adresse empfohlen, oder durch einen Bekannten vorgestellt worden war; so bald man aber eines von beiden war, so konnte man ihm wieder Fremde zuführen, die denn immer gut aufgenommen wurden. Ich lernte in dieser Assemblee den berühmten Doctor Franklin, viele der wichtigsten Gelehrten und Künstler

von Paris, und manche merkwürdige Fremde kennen. Sehr belustigend für mich war die Bekanntschaft eines jungen Parlamentsraths, der mich um Addressen an die besten deutschen Publicisten bat, weil er eine viermonatliche Reise nach Deutschland unternehmen wollte, um eine Geschichte des deutschen Reichs und seiner Verfassung zu schreiben. Ich war gutmüthig genug, um ihm die ungeheuern Schwierigkeiten dieser Unternehmung, zumal für einen der Sprache unkundigen Ausländer, und bei einem so kurzen Aufenthalte, darzustellen: aber er wußte allen diesen Schwierigkeiten mit so vieler Leichtigkeit auszupariren, daß meine Bedenklichkeiten das Ansehen eines beleidigenden Verstoßes gegen die französische Schnellkraft bekamen. Der kühne Parlamentsrath reisete wirklich

mit seinem Projecte nach Deutschland ab, und man erzählte mir nachher bei meiner Zurückkunft, daß er von einem Hauptorte zum andern geeilet sei, und alles, was er auf seine Fragen erfahren, in sein Portefeuille treulich eingetragen habe. —

Meine Reisegefährtin war es, die mir über diese unterhaltende, aber räthselhafte Anstalt zuerst die Augen öffnete. Es ist eine geheime Anstalt der Policei, sagte sie, und viele Gelehrte sind unwillig darüber, daß man Wissenschaften und Künste zu Mäusefallen der Policei gebraucht. — Le Noir, der damalige Policeilieutenant, war so unvorsichtig, daß er der Gesellschaft selbst beiwohnte. Die Akademien beschwerten sich darüber, und dieß machte, daß die Anstalt nach und nach von selbst aufhörte.

Diese Bruchstücke, die ich hier zusammen dränge, mögen bezeugen, daß meine Reise nach Paris keine bloß empfindsame Reise war. Wozu sollt' ich aber mehr davon erzählen, da Franzosen und Ausländer das ehemalige weltberühmte Paris so umständlich beschrieben haben, daß selbst bei einem gänzlichen Untergange desselben, es hundertmal leichter seyn würde, es in Natura wieder herzustellen, als ein Modell vom Salomonischen Tempel zu liefern. Meine Absicht ist von weit wichtigerem Zweck. Der Mensch bleibt doch immer die größte Merkwürdigkeit; und ein Pariser Frauenzimmer, wie meine Reisegefährtin war, verdient doch wenigstens eben so gut eine Schilderung, als alle sehenswürdige Dinge in Paris. Wer würde in Paris ein so vollkommenes weibliches

Geschöpf gesucht haben, wenn er bloß nach Außenseiten urtheilte. Überhaupt werden bei allgemeinen Entscheidungen viele Ungerechtigkeiten begangen. So beurtheilte man sonst gewöhnlich alle Franzosen nach den Parisern, da doch die Provinzialen oft eben so sehr, wie Ausländer, von den Bewohnern von Paris abwichen. Und selbst an diesen fand man, bei allen ihren Thorheiten und Ausschweifungen noch manche liebenswürdige Seite. Ihre Höflichkeit, ihre Dienstfertigkeit, wenn sie selbst aus Nationalstolz herrührten, verdienten doch gewiß das Lob der Ausländer, und erhob sie weit über den großen Haufen der Italiener. Als ich eines Tags über den Pont-neuf ging, eilte ein Friseur spornstreichs von der andern Seite zu mir herüber, und griff nach meiner linken

Locke, noch ehe er mich vollständig um Erlaubniß gebeten hatte, sie wieder in Ordnung bringen zu dürfen, weil sie hinten aufgegangen war. Ich hielt still: er befestigte sie mit eigenen Haarnadeln, und ersetzte auch den verwischten Puder. Ich glaubte, Aller Augen würden auf meine Toilette gerichtet seyn; aber es gab kein Mensch darauf Acht. Als der Friseur fertig war, griff ich in meine Tasche, um ihm etwas zu geben. Er machte einen Satz zurück, bückte sich sehr höflich, sprach von Schuldigkeit und Ehre, und hüpfte, ohne etwas angenommen zu haben, wieder gegen die andere Seite der Brücke zu. Ich sah ihm nach; aber er blickte sich auch nicht ein einziges Mal um. — Ob diese vortheilhafte Seite einst wieder an den Franzosen zu erkennen seyn wird, muß die Zeit lehren.

lehren. Wie sehr sind diejenigen zu bedauern, die in den allgemeinen bösen Ruf ihrer Zeitgenossen mit verwickelt werden, ohne ihn verdient zu haben *).

Der liebenswürdige Charakter meiner Reisegefährtin erweckte den Glauben in mir, daß man auch in Paris alle Tugenden und Verdienste, und selbst gebildete Natur in aller ihrer Reinheit finden könne, wenn man sie schon nicht in großen Gesellschaften, in Schauspielen oder auf Promenaden anträfe. Sie vereinigte wirklich sehr viele vortreffliche Eigenschaften mit einander. Sie war ungemein

*) Man vergesse nicht, daß dieser Aufsatz im Jahr 1793 geschrieben wurde, wo während der Robespierrischen Periode die schönsten Eigenschaften des französischen National-Charakters ganz in Schatten gestellt waren.

gemein häuslich, und fand ihr größtes Gut auf Erden in Familienglück. Und bei allen dazu erforderlichen Eigenschaften besaß sie viele Kenntnisse und Geschicklichkeiten, die ihr bloß Nebensachen zu seyn schienen. Als ich sie das erste Mal besuchte, sah ich an den Wänden ihres Zimmers einige sehr artige Landschaften, in Oel gemalt, hängen. Ich fragte nach dem Meister. Sie sind von meiner Schwester, sagte mir einer ihrer Brüder, der gegenwärtig war. Und dieses Portrait Ihres Herrn Schwagers? fragte ich dann — Hat sie ebenfalls gemalt, als sie noch seine Braut war. Dieß setzte mich nicht wenig in Verwunderung, weil man sowohl in diesem als in jenen nicht bloß Gefühl, sondern auch viele Sicherheit des Pinsels wahrnahm. Bei einem andern Besuche

fand ich sie an der Harfe. Sie wollte sie weglegen, als ich kam; aber ich bat sie fortzuspielen. Sie that es endlich ohne Ziererei, und spielte, wie ich die Harfe nur selten habe spielen hören.

Ihr Haus war mir während meines Aufenthalts ein sehr angenehmer Zufluchtsort. Anfangs besuchte ich sie wöchentlich nur einmal, um die mir gegebene Erlaubniß nicht zu mißbrauchen; nachher aber ging ich wöchentlich zweimal hin. Ich wurde die künftigen Male eben so artig aufgenommen, als das erste Mal. Dürfte ich Sie wohl um ein Andenken bitten? sagte ich eines Nachmittags. Was wünschen Sie? fragte sie sogleich. Eine Zeichnung von ihrer Hand, erwiederte ich. Gut, sagte sie, wenn Sie vorlieb nehmen wollen, so

will ich ihnen eine Landschaft zeichnen; aber ich habe lange nichts gemacht. So lieb mir auch diese wäre, sprach ich, so würde mir doch Ihr Bild noch lieber seyn. Sie machte einige Einwendungen; doch versprach sie mir endlich, einen Versuch damit zu machen. Als ich zum letzten Male kam, um Abschied von ihr zu nehmen, fand ich sie noch zeichnend. Nach einer halben Stunde war sie damit fertig, und überreichte mir dasselbe. Finden Sie es ähnlich, sagte sie, so erinnern Sie sich dabei einer Person, die Ihnen immer von Herzen alles Gute wünschen wird. Sie hatte sich im Profil gezeichnet: das Bild war ihr ähnlich, aber lange nicht so reizend als das Original. Es war mir, als wenn ich einen schönen Brillant zum Geschenk erhalten hätte. Sie schien diesen Tag

heite-

heiterer als gewöhnlich zu seyn, und musterte nochmals die komischen Situationen unserer Reise. Über das Nachtlager bei der dicken Wirthin lachte sie nochmals so herzlich, als ich sie vorher nie hatte lachen hören. Das Gespräch fiel auch auf den Kutscher. Ich sagte ihr, daß ich mich vergeblich bemüht hätte, ihm Jemanden zur Rückreise zuzuweisen. O dafür hat mein ältester Bruder gesorgt, erwiederte sie; er hat ihm eine ganze Familie zugewiesen. — Und davon hatte sie mir noch nie etwas gesagt.

Unser Abschied war kurz; sie verrieth eine wahre schwesterliche Theilnahme. Ich verließ Paris, und gewiß zufriedener mit meiner weiblichen Bekanntschaft, als so mancher junge Mann,

der die seinige in den Chambres garnies, oder wohl gar an den Ecken der Rue St. Honoré gemacht hat. Noch itzt freue ich mich dieser Reise und meiner lieben Gefährtin, die mir sie so angenehm machte. Diese frohe Erinnerung an sie hat vielleicht auf mein wirklich glückliches Leben einen beträchtlichen Einfluß gehabt, und ihr Bild, was ich noch itzt als eine Reliquie aufbewahre, hat vielleicht nicht wenig Antheil daran, daß ich keine meiner jugendlichen Freuden zu bereuen habe.

Die Kirmse zu Wallendorf.

Die Kirmse zu Wallendorf.

So weise und wohlthätig auch der Wechsel der Jahreszeiten von dem guten Schöpfer geordnet ist, und so entschieden die Vorzüge sind, womit er alle begünstiget hat, so erkennen die Menschen doch selten die mancherlei Vortheile, die ihnen eine jede derselben gewähret. Der eine lobt sich den Frühling und schilt auf den Herbst: ein anderer ist dem Winter gewogen und schmähet den Sommer. So streiten sich Kinder über ei-

gen-

gensinnige Spiele der Einbildung, und selten hat man mit ihnen Geduld, wie der freundliche Geber des Guten mit seinen erwachsenen Kindern.

Verzeihlich ist es jedoch dem dankbar Genießenden, wenn ihm die grünen Zweige der Bäume, mit Blüten geschmückt, noch besser gefallen, als die entblätterten Aeste mit Schnee überzogen, und wenn er lieber die Früchte der Bäume sammlet und sich an des Weinstocks saftigen Trauben labet, als in der schwülen Gewitterluft schmachtet, und im Schweiß seines Angesichts für den künftigen Unterhalt sorget. Wem könnte dieß treffender gelten als dem thätigen Landmann, dem wohl am ersten vergönnt ist, nach der beschwerlichen Arbeit im Sommer, wenn er die Hoffnung der

Saaten in seiner Scheune verwahrt hat, auf einige Ruhe und Erholung zu denken. Zwar harren dann neue Geschäfte seiner fleißigen Hand; doch weiß er sie nun mit Vergnügen zu würzen. Zwar denkt er auf neue Bestellung seiner ruhenden Aecker; allein der sichere Besitz der verdienten Entschädigung für die vergessene Mühe, erleichtert ihm nun die neuen Beschwerden.

Unter den seltenen Festen des Landmanns behaupten unstreitig die Kirchweihfeste den obersten Platz, theils weil die unbewegliche Feier derselben ein sicheres Ziel für ihn ist, sich dem Vergnügen zu widmen, theils weil der Zeitpunkt, in welchen sie fallen, ihm mehrere Ruhe gönnt, sich des Genusses zu freuen, wenn anders keine drückende Last ihn verhindert,

dert, sich frohe Stunden zu machen. Daher ist der Herbst in vielem Betracht dem Landmann unter den Jahreszeiten die liebste. Schon hat er von den wichtigern Ernten einen Theil des erwarteten Vortheils gezogen; auch hat er die spätern bereits in seine Behausung gebracht, und sein Bedürfniß davon für die Wirthschaft berechnet. Drum feiert er nun erst sein häusliches Erntefest mit dem Weihfest der Kirche. Noch wichtiger wird diese herbstliche Zeit für liebende Paare, die einer feierlichen Verlobung harren, oder vielleicht schon die Tage zur Trauung berechnen; und nicht minder wichtig für Väter und Mütter, welche die Ausstattung einer geliebten Tochter, und die nöthige Sorge für eine glänzende Hochzeit beschäftiget.

In vielen Gegenden sind diese Feste, die unter dem Namen Kirmsen bekannt sind, so schicklich geordnet, daß sie in benachbarten Dörfern nicht leicht auf einerlei Zeitpunkte fallen, sondern einander gehörig die Hand bieten, um Genuß und Vergnügen, obschon nicht auf einerlei Platze, doch durch den Wechsel des Wirths, zu verlängern. Da freuen sich Freunde, Verwandte, Gevattern und Pathen der nahenden Kirmse, und werden geladen, und bleiben nicht aus, wenn nicht ein widriger Zufall es hindert. Da suchen die Weiber der Herren Magister geräumige Schachteln herbei, die Kirmsen, alter Befugniß gemäß, zu bezehnden, und so den Dienern der Kirche das lang verjährte Recht zu erhalten.

In einer der fruchtbarsten Fluren, wo der Waizen gedeihet, und die Kühe tiefer im Grase waden, als der Landmann in andern Gegenden über die Aehren hervorragt, wenn er zwischen den Feldern hin wandelt, und die Schocke bestimmt, die er zu ernten hofft — da geriethen auch, wie leicht zu erachten, die Kuchen viel weißer und mürber als irgendwo anders. Besonders galt dieß von den Kuchen des Pachters zu Wallendorf, die weit und breit in der Nachbarschaft das Lob der besten erhielten.

Der Pachter Hellmann war keiner von den gewöhnlichen Pachtern: er war ein rechtlicher Mann, und wußte nicht bloß, wenn er säen und ernten sollte. Er hatte rings umher den Ruf eines trefflichen Landwirths, und in seinem

Kopfe sah es so hell aus, daß die Klarheit, welche die modischen Aufklärer aus dem ihrigen hervorgehen lassen, nur als ein Zwielicht dagegen erscheint. Er trug dabei einen Brustlatz, unter dem es, wie selbst seine Frohnbauern behaupteten, sehr richtig zuging; und Dürftige hatten einen wahren Vater an ihm.

Kein Wunder also, daß der Himmel sein mäßiges Erbtheil von seinem Vater, der ein ehrlicher Gastwirth und Metzger gewesen war, bei seinen langjährigen Pachtungen gesegnet hatte! Hellmann galt in der ganzen Gegend für einen reichen Kauz, ohne einen schlimmen Begriff damit zu verbinden, und Manche wollten keck behaupten, daß er mehr Thaler, als Andere Pfennige habe.

Wallen=

Wallendorf war gar ein herrliches Guth, und Hellmann verstand es ganz zu benützen, ohne dem Besitzer dabei zu schaden. Das war dem alten Baron von Wendheim zur Gnüge bekannt; deswegen vertrug er sich ruhig mit ihm, und freute sich laut des zunehmenden Wohlstandes seines thätigen Pachters, auf dessen pünktliche Zahlungen er von jeher mit Sicherheit rechnen durfte. Hellmann sah sich endlich im Stande, ein eigenes Guth in der Nähe zu kaufen, welches er noch daneben zu bewirthschaften wußte.

Treulich half ihm dabei ein junger wackerer Mann, der schon seit mehrern Jahren sich bei ihm befand, um die Landwirthschaft zu erlernen. Hellmann konnte sich gänzlich auf ihn verlassen, und zog

ihn

ihn daher in Allem zu Rathe. Dieß war für den jungen Meinhold (so hieß er) ein mächtiger Sporen, sich Hellmanns Wirthschaft so unermüdet anzunehmen, als handle er bloß für seinen eigenen Vortheil. Dem braven Hellmann entging dieses redliche Bestreben, sein Bestes zu befördern, keinesweges: er sah ihm in der Stille zu, ohne davon viel Aufhebens zu machen, und ließ ihm nur durch Handlungen merken, daß er seine ganze Zufriedenheit habe. Nicht minder gewogen war ihm Frau Hellmann wegen seines stillen unbescholtenen Wandels und seiner Liebe zur Ordnung; und Meinhold ward also wie ein Kind vom Hause gehalten.

Aber die Seele, die alles um sich belebte, war Röschen, des Vaters Augapfel, der Mutter Liebling, und Meinholds

holds unerreichbares Kleinod. Röschen war das lieblichste Mädchen, was man sich denken kann. Schönheit, Unschuld, und Güte des Herzens waren so einig in ihrem Wesen und Thun, daß sie selbst nicht wußte, wie ihr geschah, wenn sich irgend ein glattes schmeichelndes Wort von einer Mannsperson ihr unerwartet ins Ohr schlich. Sie ward von ihren Aeltern so herzlich geliebt, und liebte sie wieder so herzlich, daß sie vollkommen glücklich sich fühlte, und so auch wieder das Glück der Ihrigen machte. Doch war diese Liebe der Aeltern in keine Verzärtelung übergegangen. Röschen wurde schon früh an weibliche Wirthschaft gewöhnt, und hatte nun selbst einige Theile derselben allein über sich. Dahin gehörten hauptsächlich die Besorgung des Federviehs und die Bestellung des Gartens.

Außerdem theilte sie mit der Mutter die Küche, und was sonst noch im Hause der weiblichen Pflege bedarf.

Meinhold war als ein achtzehnjähriger Jüngling zu Hellmann gekommen, und Röschen hatte da erst den zwölften Sommer gezählt. Der junge Mensch befliß sich mit Eifer der Wirthschaft, und sah damals freilich in Röschen noch nichts als Hellmanns Tochter; ja er dachte noch nicht einmal etwas dabei, daß sie des reichen Pachters einziges Kind war. Er ging bloß seinen Verrichtungen nach, war immer um Hellmann, und suchte bloß sein vorgesetztes Ziel zu erreichen. Röschen hatte damals schon ein eigenes Gärtchen, und mehr aus natürlichem Hang, und um sich des Beifalls der Aeltern zu sichern, half er bei müssigen Stunden

das kleine Gärtchen in Ordnung bringen und es mit wohlriechenden Kräutern und Blumen bepflanzen. So vergingen für ihn zwei geschäftige Jahre; und Hellmann faßte nunmehr ein gegründetes Vertrauen zu ihm.

Das offne gute Benehmen der Alten gegen den jungen Menschen war auch der Tochter natürlich geworden. Sie betrachtete Meinholden wie einen, der mit zum Hause gehöre, und empfing ihn immer mit ihrer eigenthümlichen Freundlichkeit, wenn er von Schweiße bedeckt nach Hause kam, und die Geschäfte des Tages beendiget hatte. Dann hatte sie ihm oft etwas von ihrem Gärtchen zu sagen; dann waren Nelkenknospen zu öffnen oder Nelken zu senken; dann war bald dieß, bald jenes zu thun: und Mein-

hold, so müde er auch war, war viel zu gefällig, um Röschen nicht noch in ihr Gärtchen zu folgen und ihren Wunsch zu erfüllen.

So stand es mit Meinhold und Röschen, bis diese gerade am ersten Pfingsttage ihren funfzehnten Geburtstag feierte. Meinhold hatte am heiligen Abend in der benachbarten Stadt für Hellmann Verrichtungen gehabt, und auf dem Markte Töpfe mit blühenden Rosenstöcken, Ranunkeln und Levkoien gesehen, die er in seinen Gedanken sogleich in Röschens Gärtchen versetzte. Der Einfall war leicht in Erfüllung zu bringen; er kaufte die schönsten, und gab sie zum Theil einer Bäuerin mit, die sie nebst den übrigen bis zum Abend beherbergen mußte. Mit anbrechendem Morgen grub er darauf die

Töpfe in Röschens Garten, und holte einige Birken, ihr eine Laube zu pflanzen. Dadurch glaubte der junge Mann noch mehr den Aeltern, als Röschen selbst zu gefallen.

Röschen hatte sich schon zur Kirche geputzt. Heiter und schön stand sie da vor dem vergnügten Vater und der lächelnden Mutter in ihrem grün seidenen Mieder, die aufgestreiften Aermel mit rosenfarbenen Bändern geknüpft, und griff schon nach dem Gesangbuch, als ihr noch einfiel, sich einen Strauß von gelben Veilchen und Federnelken zu holen. Mit behenden Füßen flog sie zum Gärtchen; allein wie erstaunte sie über die blühenden Rosen und übrigen Blumen, und wie freute sie sich der schönen Laube von Maien! Beinahe hätte sie den Strauß

darüber

darüber vergessen. Geschwind brach sie nun von jedem Stocke eine Blume, und hüpfte unter den breiten Aepfelbäumen in froher Eile zurück.

Sogleich ward die erfreuliche Nachricht den Aeltern verkündiget, und dann sprang Röschen in aller Unbefangenheit die Treppe hinauf, dem guten Meinhold für seine Geschenke zu danken. Schwesterlich faßte sie ihn bei den Händen, und sah ihm so hold, so freundlich unter die Augen, als er sein Werk zu verläugnen suchte, daß es ihm auf einmal ganz wunderlich wurde; denn so war es ihm noch niemals gewesen.

Zum dritten Male riefen nunmehr die Glocken zur Kirche, und Alle folgten dem Rufe, nur Meinhold zögerte noch, weil

weil er bald dieses, bald jenes vergaß. Er war ein gottesfürchtiger Jüngling, und wußte immer des Sonntags viel von der Predigt zu sagen; aber dießmal verlor er oft den Zusammenhang, so fest auch sein Auge auf den Pfarrer geheftet blieb. Als man die Kirche verließ, da standen die jungen Bauern in Gruppen und Reihen, Pachters Röschen zu sehen, und die Mädchen vergaßen beinahe über dem schönen Mieder, ihren freundlichen Grüssen zu danken. Des Pfarrers Fiekchen, Röschens Gespielin, kam eben dazu, und lobte ihren niedlichen Putz. Dieß alles vernahm der sinnige Meinhold halb mit Vergnügen und halb mit heimlicher Bangigkeit. Es war ihm auf einmal so wohl und so weh, daß er selber nicht wußte, was er empfand. Noch nie war ihm Röschen so hübsch erschienen. Er sah

sie doch täglich, und sah ihr sonst immer gerade ins Gesicht; aber heute blickte er entweder neben sie hin, oder schielte nur von der Seite nach ihr.

Röschen war desto unbefangener. Sie eilte sogleich wieder in ihr Gärtchen, und Vater und Mutter und Meinhold mußten mit ihr wandern, ohne sich erst entkleiden zu können. Da half nun von Seiten Meinholds weiter kein Weigern, die That zu gestehen. Vater und Mutter kehrten zurück in die Wohnung, und Meinhold mußte nun Röschen über alles die nöthige Auskunft ertheilen. Dankbar faßte sie ihn bei der Hand, und zog ihn zu jedem Stocke freundlich mit fort. Dann mußte er sich in die Laube neben sie setzen, und ihr Lob und ihre Freude vom neuen vernehmen.

Mit jedem Tage ward Meinhold sinniger; mit jedem Tage zog Röschen ihn mächtiger an. Zwar pflegte er seiner Geschäfte mit doppeltem Eifer, aber immer dachte er zwischen durch an Röschen. Überall sah er sie vor sich, wie sie so freundlich in die Augen ihm blickte, oder wie sie in der Laube von Maien der schönen Blumen sich freute und dankbar die Hand auf die seinige legte. Aber wenn er nach Hause zurückkam, so wich er ihr aus, als wenn er ein böses Gewissen hätte; selbst bei Tische vermochte er selten sie anzuschauen, und verstummte gewöhnlich, wenn er nicht Hellmann über eines oder das andere zu fragen hatte, oder ihm eine vortheilhafte Bemerkung über seine Besitzungen machte.

Röschens Empfindung lag noch in

der Knospe verschlossen. Mit fröhlicher Unschuld und schuldloser Freude ging oder hüpfte sie um die vergnügten Aeltern herum, fing an mit der Mutter die leichtere Arbeit zu theilen, und übernahm nun zugleich die Besorgung des größern Gartens, der für die Küche bestimmt war. Freilich rechnete sie auf Meinholds Hülfe dabei, und bat ihn so freundlich darum als gewöhnlich; aber Meinhold war zu verlegen, dem lieben Mädchen zu zeigen, wie gern er es thue, so, daß es das Ansehen bekam, als thät er es ungern. Betroffen stand sie nun da, und noch betroffener ward sie, als auch die Mutter ihr sagte, sie plage nur Meinhold damit, denn er habe ja so schon der Arbeit genug. Aber Meinhold betheuerte nun, als er das hörte, es sei ja ohnedieß ein Vergnügen für ihn, und er gebe sich gern

damit ab. Im Herzen frohlockte er darüber, daß er nun gleichsam genöthiget war, sich in dem Garten oft zu beschäftigen, und ohne Besorgniß der Aeltern um Röschen zu seyn. Denn in dem Herzen, wo schüchterne Liebe nistet, entstehen Gedanken von Argwohn eben so plötzlich, als dem kaum entglimmenden Feuer der Rauch entsteigt.

Diese neue Beschäftigung, ob sie schon Meinhold vor allen übrigen liebte, blieb doch nur Nebensache für ihn. Sein treuer Eifer wurde von Hellmann redlich bemerkt; denn immer fand er das schon gethan, was er ihm aufzutragen gesonnen war, und oft nahm er wahr, daß Meinhold Verbesserungen gemacht, wovon er nicht einmal gesprochen hatte. Besonders hatte er sich des Guths, das Hell-

mann eigenthümlich gehörte, mit einer so augenscheinlichen Vorliebe angenommen, daß Hellmann ihm allemal herzlich die Hand schüttelte, wenn er neue Spuren von seiner Sorgfalt entdeckt hatte. So ein Lob that Meinholden wohl; doch war es ihm immer, als wenn er es erst verdienen müßte, und darum ward er in seinem Eifer nicht lässig.

Hellmanns Zufriedenheit verscheuchte in etwas den Zwang, den er in Ansehung Röschens sich anthat. Er wagte es nun zuweilen ihr freundlich ins Auge zu blicken und ihren häuslichen Fleiß zu rühmen. Da lächelte sie dann so unbefangen ihn an, und sagte bescheiden, sie möchte wohl, daß ihr Vater sie eben so lobe wie ihn. Wie klang das dem heimlichen Meinhold so lieblich! Er hörte

den schmeichelnden Ton noch lange hernach, und ward noch am Abend durch ihn in den Schlummer gewiegt. Mit heiterem Sinn erhob er sich früh, wenn alles noch schlief, und eilte dann in den Garten, um Röschens Blumen und Pflanzen zu pflegen. Dann trat er vergnügter sein Tagewerk an, und Röschen bemerkte es immer mit Dank.

So reifte allmählig Röschens sechszehnter Sommer, und Meinholds Liebe war immer stärker geworden. Auch Röschen ward ihm von Tage zu Tage immer geneigter; denn sie sah ja so deutlich, wie gefällig er war, wenn er ihr Blumengärtchen verschönerte, oder umher lief, ihr schöne Hühner mit großen buschichten Kronen zu suchen. Noch war es nicht Liebe, was sie empfand; sie war ihm bloß

günstig,

günstig, wie ihre Aeltern es waren. Aber es währte nicht lange, so kam auch die Reihe zu lieben an Röschen.

Eines Sonntags, als sie zu Pfarrers Fiekchen gegangen, und Vater und Mutter bei einer Kindtaufe waren, lief Meinhold nicht wie sonst mit Emsigkeit in den Garten, der knospenden Nelken zu pflegen, oder sonst ein ähnliches Werk zu verrichten. Langsam nur schlich er sich hin, weil Röschen ihm fehlte. Mit jedem Schritt versank er in tiefern Trübsinn, denn nie hatte er noch den Fall sich gedacht, Röschen einmal entbehren zu müssen. Zum ersten Male fühlte er nun, daß es denn doch einmal so kommen würde; und Röschens Hand zu erlangen — das war ein Gedanke, den er sich nicht auszudenken getraute. Alles dieß fiel ihm so

so schwer auf das Herz, daß er wie kraftlos in eine Jasminlaube schwankte, und sich da den trüben Empfindungen seiner Schwermuth überließ.

Wer hat noch je die geheime Kette des menschlichen Schicksals entdeckt, und das Zusammentreffen von Umständen entziffert, woraus allein oft eine unvermuthete Wirkung hervorgeht, die ohne dasselbe in ihrem schlummernden Zustande noch lange unentwickelt geblieben wäre? — Röschen hatte die Freundin, die sie zu besuchen gedachte, nicht zu Hause gefunden, und war dagegen bestimmt, einen Freund zu finden, der ihr auf immer theuer werden sollte. Sie ging wieder heim, und ahnete nicht, was ihrem Herzen bevorstand. Was blieb ihr itzt übrig, als die Gesellschaft ihrer Blumen

zu suchen? Sie wandelte, stiller Empfindungen gewohnt, nach dem Garten, und fand die Thüre geöffnet. Halt, dachte sie gleich, gewiß ist Meinhold geschäftig, dir eine Freude zu machen: du willst ihn belauschen, um ihn auf der That zu ertappen. Behutsam steckte sie nur den Kopf zur Thüre hinein; aber Meinhold war nirgends zu sehen. Mit leichten Tritten schlich sie nun hin an der innern Hecke; aber nirgends war Meinhold. Dieß war ihr nicht recht, denn sie hätte ihn gern überrascht. Sie hoffte noch immer, ihn irgendwo zu entdecken, und näherte still sich der Laube, wo der traurige Meinhold saß, sein Gesicht auf beide Hände gestützt, und leblos für alles, was ihn umgab. Sie meinte nicht anders, als daß er schlief, und gedachte ihn deswegen zu necken. Leise ergriff sie eine

von seinen Händen und zog sie ihm plötzlich hinweg. Erschrocken fuhr Meinhold zusammen und starrte verlegen auf Röschen. Aber wie ward dem guten Mädchen, als sie in seinen Augen Thränen des Kummers erblickte! O was fehlt dir, lieber Meinhold? fragte sie mitleidig. Was ist dir begegnet? was weinst du? — Meinhold war zu sehr überrascht; er verbarg das Gesicht, und wußte nicht, was er ihr antworten sollte. Der Anblick that ihr so weh; mit schmeichelnder Güte faßte sie ihn bei der Hand, und wiederholte die Frage mit immer sanfterer Stimme. O frage mich nicht, sprach Meinhold mit Wehmuth; ich sann — ich dachte — nein, Röschen, ich kann es unmöglich dir sagen. Aber du mußt, sagte sie bittend, und eher lasse ich dich nicht aus der Laube. Du bist ja so gut,

was könnte dir arges begegnen? Wenn du mir es verhelest, so mußt du noch heut es meinen Aeltern gestehen, und dann erfahre ich es doch. Nein, liebes Röschen; erwiederte Meinhold, deine Aeltern dürfen nichts davon wissen; versprich mir es ja, daß du schweigen willst. So sag' es mir selbst, versetzte Röschen; ich möchte dir helfen, wenn ich es könnte, aber mein Vater kann es gewiß. Ach! Röschen, entgegnete Meinhold, er könnte das wohl, doch nie ohne dich; aber er würde nicht wollen, und du vielleicht auch nicht: darum schweige davon, und vergiß, daß du mich weinen gesehen. Lebe wohl, gutes Mädchen; ich darf nun nicht mehr allein bei dir seyn; doch will ich dir ferner den Garten bestellen, will alles erfüllen, was du verlangst, nur schweige und frage nicht weiter. Und nun drückte

er Röschen mit weggewandtem Gesichte die Hand, und wischte sich eine Thräne vom Auge.

Das alles ging dem unbefangenen Mädchen gewaltig zu Herzen. Auch ihren Augen entrollten nun Thränen, und stumm blieb sie stehen und schaute ihm nach. Was mag ihm doch seyn? forschte sie nun für sich selbst, und suchte von Meinholds Worten den Sinn zu enträthseln. Da fiel ihr auf einmal die Binde vom Auge, die manches sechszehnjährige Mädchen wohl längst schon verloren. O gewiß wünscht mich Meinhold zur Frau, sprach sie heimlich; er ist mir so gut, und — Hier stockte sie wieder, und dachte an nichts als an Meinhold. Die Sonne ging unter; das träumende Mädchen war noch immer im Garten,

sah

sah weder Blumen noch Bäume, und dachte noch immer an Meinhold.

Am andern Morgen war Meinhold an seine Geschäfte gegangen und kam des Mittags nicht heim. Röschen wandelte einsam umher, und erzählte nichts von dem gestrigen Vorfall. Meinhold kam auch des Abends erst spät nach Hause, und war verlegen, ob Röschen dem Vater oder der Mutter etwas gesagt; aber er fand sie beide so freundlich, daß seine Verlegenheit wieder verschwand. Nur Röschen ließ sich nicht sehen; und er war darüber nicht wenig betreten. Am andern Tage ging es nicht besser, und wenn auch Meinhold sie selbst mied, so ward er doch traurig, daß sie ihm auswich. Aber es war kein Zürnen von Röschen; es war nur jungfräuliche Schüchternheit,

die sie entfernt von ihm hielt. Das traute Verhältniß, in dem sie bisher mit Meinhold gestanden, war gänzlich dahin. Dieß that ihr nun weh, und zehnmal hatte sie schon gewünscht, sie hätte ihn nicht in der Laube gesehen. Allein dann war es ihr wieder, als thät es ihr wohl, daß sie um Meinholds Geheimnisse wisse. Sie sehnte sich dann ihn wieder zu sehen, und wich ihm doch aus. Dieß alles beförderte in ihrem unschuldigen Herzen die Entwickelung ihrer Neigung. Zwei Tage waren verstrichen, und Röschens ungewisse Gefühle von Wohlwollen gegen Meinhold waren schon warme Gefühle der Liebe.

Doch Meinhold ahnete nichts von Röschens wachsender Neigung; er glaubte vielmehr, sie sei ihm böse geworden, und

grämte

grämte sich darüber nicht wenig. Er sah sie nur selten, und wenn er sie sah, so mied er geflissentlich, sie ins Auge zu fassen, und senkte den Blick, um seine Schwermuth zu bergen. Dieß bekümmerte Röschen, und es ward ihr unmöglich, sein trauriges Wesen lang zu ertragen. Ein glückliches Ohngefähr brachte sie eines Tages bei einem Geschäfte zusammen, wo Niemand sie störte. Meinhold sah stumm vor sich hin, und Röschen war nicht minder verlegen. Zwar versuchte sie von alltäglichen Dingen zu reden; allein es blieb nur bei abgebrochenen Sätzen, ohne daß sich ein förmliches Gespräch zwischen ihnen entspann. Röschen hatte das Herz so voll, und Meinhold saß so niedergeschlagen da, daß sie nun nicht länger an sich zu halten vermochte. Mit sanfter Güte legte sie ihre

Hand auf die seinige. Was fehlt dir, Meinhold? sagte sie in bittendem Tone: warum bist du so stumm? Ich sehe, du grämst dich; verhele mir nichts. Ich habe geschwiegen, wie du es gewollt; aber nun muß es endlich zur Rede kommen, denn ich kann es nicht länger dulden, daß du dich härmst. Meinholden kam dieß alles so unerwartet, daß ihm Thränen in die Augen traten; er beugte sein glühendes Gesicht auf ihre Hand, und blieb eine Zeitlang in dieser sprechenden Stellung. Röschen störte ihn nicht, denn sie fühlte, daß ihr Gesicht nicht weniger glühen müsse als Meinholds Lippen. Also bist du nicht böse auf mich? sprach Meinhold endlich, und blickte flehend zu ihr hinauf. Warum sollt' ich es seyn? erwiederte Röschen: du hast mich ja niemals beleidiget, bist immer gegen

mich

mich so gefällig gewesen. Nun so bin ich wieder froh, versetzte der glückliche Meinhold, und hielt ihre Hand zwischen den seinigen. Lieber noch wollt' ich, daß deine Aeltern auf mich zürnten als du. Ach! Röschen, seit Pfingsten vorigen Jahres kann ich an nichts mehr denken als an dich. O wär' ich doch nie zu deinem Vater gekommen! Denn wo soll das endlich hinaus? Doch ich will alles ertragen, wenn ich nur weiß, daß du mir nicht zürnest.

So gesprächig itzt Meinhold geworden, so stumm ward nun Röschen, und blickte seitwärts zur Erde. Ihr Gesicht überzog ein höheres Roth als vorher, und ihre Hand lag immer noch ruhig in Meinholds Händen. Während itzt beide schwiegen, hing der geheime Liebling mit Sehn-

sucht

sucht an ihrem schaamhaft hinweg gewendeten Blick, und starrte über die heitere Gegenwart hin, in die neblichte Ferne. Da wagte es Röschen, ihm muthig ins Auge zu schauen, und was ihr redender Blick von ihren Gefühlen nicht alles auszudrücken vermochte, zog sich in einen holden Zug um den freundlichen Mund zusammen, welchen ich die Knospe lächelnder Hoffnung nennen möchte, deren allmählig sich entfaltende Blüte das zarte Geständniß der Gegenliebe verhaucht.

Plötzlich verwandelte sich Meinholds düstere Ferne in eine heitere Aussicht, die ihm der milde Sonnenschein von Röschens gefühlvollem Auge erleuchtete. Wüßtest du nur, wie lieb ich dich habe! unterbrach endlich Meinhold das bedeutende Schweigen: gewiß du würdest —

Hier hielt er inne, und ein Seufzer vollendete, was sein Mund sich nicht zu sagen getraute. Röschen hatte ihre Hand noch nicht aus seinen Händen zurückgezogen: unwillkührlich gleichsam verkündigte ihm ein zarter Druck derselben, daß sie seine Wünsche verstand. Er umschlang sie mit seiner Rechten, und zog sie sanft zu sich hin. Röschen überließ sich dieser schuldlosen Liebkosung und widerstrebte nicht. Allmählig berührte ihre Wange die seinige, sein Mund den ihrigen, und der Bund ihrer Herzen war auf ewig geschlossen.

Noch Niemand hat die Pflanzen belauscht, wie sie sprossen und wachsen; oder die Blumen, wie sie nach und nach in liebliche Formen sich kleiden: wer wollte es wagen, das Wachsthum der

Liebe in fühlenden Herzen zu schildern? In der ganzen Natur ist keine Wirkung so weit umfassend und schnell, als die Ergießung glücklicher Liebe. Schnell ist zwar der Funke des Blitzes; plötzlich lodert er, wo er Nahrung ergreift, in verzehrende Flammen empor: aber schneller noch erweitert sich ein Tropfen von Liebe in ein Meer von Empfindung. Der enge Kreis eines liebenden Herzens — wie schnell vermag er sich auszudehnen zu einem unermeßlichen Raume, der nicht bloß Welten, der selbst den Himmel umschließt.

So ging es mit Meinholds und Röschens glücklicher Liebe. Wie wohl ward ihnen nach dieser Herzensergießung! Und doch hatten sie sich einander nur wenig gesagt. Das Heimliche ihrer Gefühle be-

seligte sie und heiligte gleichsam ihr stilles Gelübde. Röschen fühlte sich nun wie neugeboren: es war ihr alles so anders geworden: so hatte sie Gärtchen und Wiesen noch nie gesehen wie itzt. Ihr Herz war so reich an Empfindung, daß es ihr Mühe kostete, das lebendige Streben zu bergen, in alles überzuströmen, was sie umgab. Wie feurig hing sie itzt an Pfarrers Fiekchen, wenn sie kam oder ging! Wie zärtlich und liebevoll schmiegte sie sich an Vater und Mutter, wenn sie zum guten Morgen sie küßte, oder des Abends vor Schlafengehen auf ihrem Schoose sich wiegte, und das warme Gesicht an ihre kälteren Wangen lehnte.

Meinhold fühlte sich nicht minder beglückt. In neuem Glanze sah er alles umher, denn sein trübes Auge hatte sich

wieder erheitert. Dem vollen Herzen gebrach es an Raum, Besorgniß zu hegen wie sonst: es war zu voll von der Gewißheit, daß Röschen ihn liebe. Er lebte daher bloß in dieser Empfindung, und bald gesellte sich auch die schmeichelnde Hoffnung zu ihr. Das süße Gefühl des reizenden Glücks, daß seine gefällige Einbildungskraft ihm überall zeigte, schien ihm eine noch größere Thätigkeit in seinen Geschäften zu geben: mit jedem Tage geizte er mehr nach Hellmanns Zufriedenheit, und täglich wußte er von Röschens Mutter ein neues Lob zu verdienen. Da freute sich Röschen im Stillen, wenn ihre Aeltern den Werth ihres Meinholds erkannten, und immer ward ihm dann heimlich vertraut, was sie von ihnen vernommen, und wie hoch sie ihn achteten.

Welch

Welch ein seliges Jahr verlebten die beiden Glücklichen in dem unschuldigen Genusse ihrer Liebe! Schon hundertmal hatten sie sich gesagt, daß sie einander ewig gehörten. Das holde Mädchen hatte schon oft die Bedenklichkeiten ihres Geliebten gehoben, ob auch wohl Vater und Mutter es billigten; und beruhigend waren dann freilich aus ihrem Munde Beweise wie diese, daß ihre Aeltern so zärtlich sie liebten, und daß sie so gut und rechtschaffen dächten. War es ein Wunder, wann beide sich ihren Wünschen so ganz überließen? — O wie wäret ihr zu bedauern, ihr guten Seelen, wenn euer beneidenswürdiges Glück nur ein Traum wäre, aus welchem ihr plötzlich mit Thränen erwachtet! Vom Himmel dürfet ihr zwar einen mächtigen Beistand erwarten, denn eure Herzen sind rein und fromm:

 aber

aber lenken nicht oft die Menschen des Himmels Fügungen anders? Groß ist die Liebe redlicher Aeltern, worauf ihr so gewiß und freudig rechnet: aber können nicht andere Begriffe von Glück, die euch nur fremd sind, in ihre Gemüther sich schleichen? Hat nicht Hellmann vielleicht schon andere Plane für Röschens Wohlfahrt entworfen? und ist das Glück seiner einzigen Tochter nicht itzt der Gesichtspunkt geworden, in dem sich alle seine Gedanken und Wünsche vereinen? Wie, wenn sie den eurigen gerade entgegen wären?

Von allem dem ahneten beide noch nichts. Sie liebten und hofften, und lebten in stiller traulicher Eintracht beisammen, die durch ihre holde Unschuld noch reizender wurde. In solchen Her-

zen wohnt nie so große Verstellung, ein Geheimniß der Liebe gänzlich zu bergen. Schon manche von Hellmanns Leuten wollten bemerkt haben, daß Meinhold und Röschen freundlicher gegen einander wären als sonst: nur Hellmann selbst und seine häusliche Gattin schienen nichts davon zu bemerken, und achteten eben so wenig auf manche verfängliche Reden und Mienen, als auf ihr ganzes trauliches Wesen. Vielleicht erklärten sie es bloß für ein gutes Vernehmen, das ihnen durch frühe Bekanntschaft natürlich geworden, und glaubten nicht, daß der bescheidene Meinhold sein Auge in eigennütziger Absicht zu Röschen empor richten würde. Dieß alles machte die beiden Liebenden sicher, doch ohne im mindesten von der reinen Tugend zu weichen, die alle ihre Gefühle und Handlungen heiligte.

Unter

Unter so angenehmen Verhältnissen war Röschen in den achtzehnten Frühling ihres glücklichen Lebens getreten. Die Natur hatte an ihr die jungfräuliche Form nun gänzlich vollendet. Sie war ein Mädchen von blühender Schönheit geworden, und ihr schlanker und reizender Wuchs verkündigte nun den Zeitpunkt, wo Mädchen zu Gattinnen reifen. Man hätte sie müssen in den klösterlichen Schleier verhüllen, wenn man gewollt, daß sie nicht bemerkt werden sollte. Noch mehr ward diese äußere Schönheit durch die Liebenswürdigkeit ihres guten unbefangenen Herzens und durch die Anspruchlosigkeit auf fremden Beifall gehoben. Sie liebte ja ihren Meinhold, und seine Liebe war alles, was sie beglückte. Dieß gab ihr einen so lieblichen Reiz, daß nichts natürlicher war, als jeden jungen Mann,

der sie erblickte, in einen Bewunderer des holden Mädchens umgeschaffen zu sehen; und eine Folge von dieser Bewunderung war, daß ihr Besitz nicht Wenigen darunter, zumal bei Erwägung von Hellmanns beträchtlichem Wohlstand, allerdings ein herrliches Kleinod dünkte. Es kamen daher des Sonntags oft junge Herren aus den benachbarten Orten, sie in der Kirche zu sehen, welches Gelegenheit gab, daß der redliche Pfarrer sich gern mit dem vermuthlichen Rufe seiner geschätzten Beredsamkeit täuschte, ohne zu ahnen, daß diese frommen Besuche nur Hellmanns reizender Tochter gälten. Meinhold allein war scharfsichtig genug, die Absicht dieser Wallfahrten bald zu errathen, und es ward ihm zuweilen nicht wenig bänglich dabei, als endlich daraus sogar Besuche bei Hellmann entstanden.

Doch nun nahte sich endlich ein gefährlicher Zeitpunkt, der Meinholds liebendes Herz mit Sorgen erfüllte. Der Gerichtshalter des Guths, ein stattlicher junger Doctor, von Hellmann und seiner Frau nicht übel gelitten, schien ernstlich sich um Röschens Gunst zu bemühen. Das freundliche Mädchen, das nicht mit Meinholds beobachtenden Augen forschte, sah anfangs nichts in des Doctors Benehmen, was einer Bewerbung glich, und wich nicht aus, wenn er sie in Gespräche mit sich zu verwickeln suchte. Aber bald verstand sie den Sinn seiner schmeichelnden Worte, und entging ihnen, wo sie nur konnte. Da sie für Meinhold keine Geheimnisse hatte, so gestand sie ihm selbst ihre Vermuthung wegen des Doctors, und beruhigte ihn, wenn er gedankenvoll da

stand,

stand, und Zweifel und Furcht in seinem Gesichte sich malten.

Indessen schienen des Doctors Bemühungen immer eifriger zu werden. Seine Besuche wurden oft wiederholt, so wenig auch Röschens Benehmen ihm dazu Aufmunterung gab; und es schien ihr nun selbst, als hätte er Vater und Mutter für seine Wünsche gewonnen, denn immer ward er freundlich empfangen, und oftmals sprach er leise mit ihnen, oder hielt inne, wenn sie dazu kam. Einzelne hingeworfene Aeußerungen von Vater und Mutter entgingen ihr nicht, und absichtlich wurde nun zuweilen vom Doctor gesprochen, wobei sie der Vater gewöhnlich ins Auge faßte. Was aber Röschen noch stutziger machte, war eine emsige Sorgfalt der Aeltern, bei

Gele-

Gelegenheit eines Jahrmarkts in der benachbarten Stadt einen Theil der Ausstattung zu kaufen, die Röschen, als einziger Tochter eines begüterten Vaters, bei einem künftigen Gatten auf eine stattliche Weise gebührte. So sehr sie auch auf ihrer Aeltern zärtliche Liebe rechnete, so ward sie doch immer nachdenkender über alles, was vorging, und stand oft eben so niedergeschlagen bei Meinhold, wenn sie ihm Muth und Hoffnung einzuflößen versuchte. Beide schienen aber von ihm auf immer gewichen zu seyn, und das einzige, was ihm noch einige Ruhe gewährte, war Röschens oft wiederholte Gelobung einer ewigen Treue.

Es war gerade um die Pflaumenzeit, wo das Verhältniß der beiden Liebenden immer bedenklicher wurde. Was meinst

du

du, hatte Hellmann zu Röschen scherzend gesagt, wenn du künftig Frau Doctorin hießest? Aber sie hatte nicht Stand gehalten, und war zur Mutter gelaufen, ihr emsig zu helfen, und hatte sogar in der Stille geweint. Am nehmlichen Nachmittag war Meinhold beschäftiget, hinter der Scheune ein Dach über einige Pflaumenbäume zu bauen, die große und herrliche Pflaumen trugen, und wodurch Röschen, welche unter allen Früchten die Pflaumen am meisten liebte, den Vortheil erhielt, längerhin Pflaumen zu essen als andere Leute. Das Dach verwahrte sie vor der schädlichen Nässe und konnte gelüftet werden, so, daß sie, da der Standpunkt der Bäume eben nicht der sonnigste war, lange Zeit frisch blieben, und selbst bis zur Kirmse sich hielten.

Mein-

Meinholden war es dabei, als wenn er dieses Geschäft für Röschens Vergnügen zum letzten Male verrichtete. Sein Gemüthe war traurig, und alle Glieder waren ihm wie gelähmt. Indem kam Röschen hinter den Ställen nach der Scheune zu Meinhold herbei geschlichen, und ihr Gesicht verrieth ihm gar bald, daß sie das Herz eben so voll habe wie er. Sie eröffnete Meinholden, wie der Vater mit ihr gescherzt, und neue Thränen folgten nunmehr der betrübenden Nachricht. Weine du nicht, sprach Meinhold zärtlich; es wird nun doch nicht anders, wir müssen uns trennen. Ich werde dich nie vergessen: aber ich bitte dich, denke nicht weiter an mich. Du würdest ja deine Aeltern kränken, wenn du dich weigertest, ihren Wunsch zu erfüllen. Du bist ihr einziges Kind;

und ich würde sie nur mit Undank belohnen, wenn ich ihren Absichten hinderlich wäre. Es ist nun Zeit, daß ich das Haus deines Vaters verlasse; und wie würd' ichs ertragen, ein Zeuge von deiner Heirath mit einem andern zu seyn! Sieh, liebes Röschen, das ist das letzte Mal, daß ich diese Pflaumenbäume für dich überbaue — Nein, nein, lieber Meinhold, fiel Röschen ihm weinend in die Rede, und lehnte sich traulich an seine Schulter, ich lasse dich nicht, ich bleibe dir treu. Sobald mein Vater mir wieder etwas vom Gerichtshalter sagt, so umhalse ich ihn, und frag' ihn, ob er mich liebt, und dann gestehe ich ihm, daß ich nie einen Andern als dich zum Manne verlange. Dagegen hatte nun Meinhold mancherlei einzuwenden, aber Röschen blieb bei ihrem Entschluß. Dieser edel-

müthige

müthige Streit ward durch ein unterdrücktes Husten unterbrochen, dessen Geräusch aus dem Deichselloche der Scheune kam, und Röschen eilte hastig zurück, um nicht lange im Hause vermißt zu werden.

Die Haupternte war nun gänzlich vorüber, und Hellmann pries mit dankbarem Herzen das gesegnete Jahr. Eines Tages berechnete er mit Meinhold den gewonnenen Vortheil, und eignete seinem Fleiße und seinen Versuchen einen beträchtlichen Theil davon zu. Zugleich machte er ihm ein Geschenk für seine eifrigen Dienste, und äußerte drauf, es sei nun Zeit, auf seinen eignen Erwerb zu denken. Meinhold hatte das längst erwartet, und doch war ihm der Antrag so neu, daß er darüber sichtbar in Verwirrung gerieth. Er meinte selbst, daß

er sich nun mit seinen erworbenen Kenntnissen fortzukommen getraue, und dankte ihm für die Güte, die er ihm immer erwiesen. Hierauf that er den Vorschlag, ihn vor der Kirmse noch zu entlassen, und schützte deswegen unbedeutende Bewegründe vor. Hellmann aber erkannte sie nicht für gültig, und sagte, er halte es für eine wichtige Pflicht, ihn nicht eher aus seinem Hause zu lassen, bis er ihn selbst so gut zu versorgen wüßte, als er es werth wäre. Meinhold verstummte vor lauter Fülle des Herzens, und Hellmann brach plötzlich ab und verließ ihn.

Von dieser Zeit an dünkte sich Meinhold schon als ein Fremdling im Hause; doch nahm er sich Hellmanns Wirthschaft noch immer mit unermüdeter Thätigkeit an. Auch änderte sich Hellmanns und

seiner

seiner Gattin Betragen nicht im geringsten. Nur Röschen wurde stiller und blickte Meinholden bänger ins Auge, wenn er so ruhig schien, und sichern Ganges seine Geschäfte verfolgte. Oft lauerte sie vergeblich ihm auf; denn er glaubte sie meiden zu müssen. Aber dann war ihr geheimes Zusammentreffen desto erwünschter und wärmer, und Meinholds feste Entschlüsse wurden gewöhnlich wieder zernichtet.

So neigte sich allmählig das Glück der beiden Liebenden, mit dem Abschiede des Sommers, immer mehr zum Ende. Die Stimmung ihrer Gemüther paßte vollkommen zum Trauerschmuck der Natur, den man auf Bäumen und Fluren erblickte. Schon kräuselten rauhe Winde mit bunten Blättern in luftigen Wirbeln

herum,

herum, und trugen die Zierde der Bäume zu Grabe. Die Sommervögel verließen bereits ihre lichter gewordene Wohnung, und keine Blume entsproßte mehr den nochmals abgemäheten Gärten und Wiesen. Nur Meinhold und Röschen beklagten bei dem traurigen Übergange des Sommers zum Winter die Flüchtigkeit des Vergnügens und die Zerbrechlichkeit des menschlichen Glücks.

Ganz anders dachten die übrigen Landbewohner über die eingetretene Herbstzeit. Man freute sich nun der eingesammelten Früchte, und pflegte mitunter der Ruhe in froherem Genuß. Auch Hellmann liebte den Herbst vor allen Jahreszeiten am meisten, denn da erlaubte er sich zuweilen in der Gegend Besuche zu machen; doch sah er noch lie-

der Gäste bei sich. Besonders war die Kirmse bei ihm ein wichtiges Fest, wo gute Freunde immer willkommen waren, und wacker gezecht und geschmauset wurde. Dieß hatte er schon längst so gehalten, und ob er gleich ein treflicher Wirth war, so konnte man es doch nie auf der Kirmse bemerken. Auch wurde deswegen von seinen Gastgeboten noch lange hernach mit Lobe gesprochen, und so etwas vernahm er nicht ungern.

Dieser wichtige Zeitpunkt nahte nun wieder heran, und aus der Stadt und der Gegend wurden dießmal mehrere Gäste geladen als sonst. Schon war ein gemästeter Ochse, nebst Kälbern und Schweinen geschlachtet, der Keller gehörig bedacht, und alles herbeigeschafft, was Genuß und Vergnügen erfordert.

Die

Die langen Pfeifen lagen in langen Schiebekästchen bereit, und Knaster war schon in Menge geschnitten. Noch emsiger war Frau Hellmann beschäftiget, und hatte Röschen zum Beistand, die nöthige Vorbereitung zu treffen, damit die Speisen und Kuchen nach Wunsche geriethen. Da standen viele Gefäße mit Butter, und Körbe mit Eiern, und große Kasten mit Mehl; dort sah man kleine und große Rosinen in geräumigen Näpfen, und Mandeln, und theure Gewürze zu den mancherlei Arten von Kuchen. Was war da nicht alles zu thun, den lang bestandenen Ruhm zu behaupten! Fast eine Woche verging mit bloßen Zurüstungen, und die Arbeit der letzteren Tage war ärger als Frohndienst. Frau Hellmann zeigte sich unverdrossen bei ihren vielen Geschäften, aber Röschen war

nicht mehr so munter dabei, als andere Jahre. Sie hing das Köpfchen zur Rechten und Linken, und hätte lieber die ganze Kirmse verhindert; denn unter andern Gästen war auch der Doctor geladen.

Niemand schien froher im Hause als Hellmann. Man merkte gar deutlich, daß ihm der letzte Tag zu langsam verstrich. Er rückte alles, was er schon mehrmals geordnet, wieder vom Platze, um das Vergnügen zu haben, es nochmals zu ordnen. Wider seine Gewohnheit kam er öfters gelaufen, nach dem gekneteten Teige zu sehen, ob er sich hebe, und dann nach dem Ofen und den aufgetriebenen Kuchen, und immer wußte er noch das und jenes dabei zu empfehlen. Meinhold sah wohl, daß der vornehme

Schwiegersohn den guten Hellmann so aufgeräumt mache, und konnte ihm deswegen nicht böse seyn; doch zitterte er vor dem morgenden Tage, wenn etwa der Doctor vor der ganzen Versammlung das Jawort erhielte, und Röschen sich sträubte und ihre Liebe zu ihm vor dem Doctor und allen Gästen gestünde. Davor war ihm nun wirklich noch bänger als vor dem mächtigen Ausspruch des Vaters; denn er hatte bereits sich in sein Schicksal ergeben. Noch am Abend bat er Röschen so dringend, sich in den Willen der Aeltern zu fügen, daß sie weinend ihm Vorwürfe machte, als wünsch' er wohl gar, ihrer los und ledig zu seyn, um sich ein anderes Mädchen zu suchen: aber Meinhold betheuerte, daß sie mit solcher Vermuthung ihn tiefer noch kränke, und daß er niemals ein anderes Mädchen

lieben

lieben könne wie sie. Da küßte ihn Röschen so herzlich und warm, wie sie noch nie ihn geküßt, und beide wünschten sich eine ruhige Nacht, und schieden mit bänglichem Zögern, und drückten sich immer vom neuen die Hände.

Der gefürchtete und erwartete Morgen brach endlich an, für Meinhold und Röschen mit langsamem Schimmer (denn beide hatten nur wenig geschlafen,) aber für Hellmann und seine geschäftige Gattin in vollem überraschenden Lichte. Die Gäste waren zum Frühstück bestellt, um alsdann mit in die Kirche zu gehen, und die Predigt des Herrn Magisters zu hören, der stets so gefällig war, erst dann zum letzten Male lauten zu lassen, wenn alle Gäste beisammen waren, und Hellmann nach vollendetem Frühstück das

Zeichen ertheilte, daß alles bereit sei, das Fest der Kirche zu feiern. Drum war vorher noch manches zu thun, um die Gäste gehörig empfangen zu können. Frau Hellmann besetzte einen großen Tisch mit Kaffeeschaalen, indessen ihr Gatte auf einem andern die dicken und dünnen Kuchen in Rangordnung stellte.

Röschen hatte nur mit sich selbst zu thun; sie konnte dießmal mit ihrem Putze nicht fertig werden, denn immer entfiel ihr vor lauter Aengstlichkeit ein Stück nach dem andern. Der arme Meinhold pflückte indessen die letzten Pflaumen, die er so sorgsam für Röschen bewahrt hatte, von den verdeckten Bäumen hinter der Scheune, und legte die frischesten darunter für sie besonders; denn er meinte, die Gäste könnten sich wohl mit

den geschrumpften begnügen. Als er so pflückte und sonderte, fand er ein zusammengewachsenes Pärchen, und indem er es seufzend betrachtete, kam eben Röschen gelaufen, ihn noch einen Augenblick ohne Zeugen zu sehen. Da reichte er ihr die schönsten der Pflaumen mit den Worten: dieß sind die letzten, die ich dir pflücke; dann gab er ihr mit trauriger Miene das Zwillingspärchen, und sagte voll Wehmuth: wer weiß, was dieses Pärchen heute bedeutet! Entschlossen schüttelte sie den Kopf, und drückte ihm schweigend die Hand; drauf eilte sie fort, ihm nicht sehen zu lassen, daß ihr die Augen voll Wasser standen, und um auch den Gästen keine rothgeweinten Augen zu zeigen.

Alles war nun bereit, und Hellmann stand wartend am Fenster, ob Niemand noch

noch komme, denn die Gäste blieben ihm lange. Ein geputzter Reiter machte endlich den Anfang: es war der Doctor. Hellmann empfing ihn wie immer mit vieler Freundlichkeit, doch Röschen schlich sich davon. Drauf kamen zwei Kutschen mit Stadtleuten gefahren, dann einige Carriolen aus der Nachbarschaft; doch viele der Gäste kamen zu Fuß, und alle wurden freudig bewillkommnet. Unter ihnen befand sich auch Meinholds Mutter, eine redliche Wittwe, die Hellmann heimlich geladen hatte, um ihrem Sohne eine Freude zu machen; denn dieser liebte sie sehr. Frau Hellmann und Röschen hatten vollauf zu thun, die leeren Schaalen zu füllen, und Teller mit Kuchen zu reichen, die Hellmann nun erst bei voller Versammlung zerschnitten hatte. Dazwischen sprach man viel von Beschwerden

und Ehre, vom Wetter, und von der Güte der Kuchen; allein der Doctor sah nur auf Röschen, und drehte sich hin und her, ihr überall in den Weg zu kommen, und ihr etwas Schönes zu sagen.

Als Niemand von den angefülleten Tischen weiter begehrte, da winkte Hellmann dem wackern Schulmeister des Dorfes, die Glocken zusammen schlagen zu lassen. Die ganze Versammlung machte sich nun auf den Weg zur Kirche, und alle Bauern begafften die glücklichen Gäste, und schienen sich an ihre Stelle zu wünschen. Der Herr Magister hielt eine trefliche Predigt, die von Allen gepriesen ward, weil sie so kurz war. Man erwartete ihn vor der Kirche, ihm das verdiente Lob zu ertheilen, und Hellmann erinnerte dann, er möge mit der

Frau Magisterin und Fiekchen recht bald zur Gesellschaft sich finden, welches er auch nach abgelegtem Priesterrocke freundlichst versprach.

Der Zug ging nun durch einen beträchtlichen Umweg zwischen fischreichen Teichen auf Dämmen, die mit schönen Alleen von Obstbäumen besetzt waren, nach dem Hofe zurück. Es war ein herrlicher Herbsttag, der manchen Tag im Sommer beschämte. Auch kam den Gästen ein wenig Bewegung zu Statten, denn sie hatten dann eine Mahlzeit vor sich, wie sie nur selten auf Hochzeiten vorkömmt. Man zerstreute sich demnach in dem geräumigen Hofe, die Scheunen und Ställe zu besehen, und gruppirte sich einzeln umher, von der Wirthschaft zu reden, vom Besitzer des Guths, und

von

von dem Vermögen des Pachters, was er durch kluge Wirthschaft erworben. Die Männer rauchten dazu ein Pfeifchen Knaster, und so verging die übrige Zeit, bis Hellmann, dem überall der Gerichtshalter gefällig zur Seite war, der Gesellschaft berichtete, die Suppe sei aufgetragen, wobei er nochmals die Gäste gehörig ersuchte vorlieb zu nehmen.

Während nun alle dem gastfreundlichen Rufe gehorchten, kam eilig der junge Baron, der schon seit einigen Jahren der einzige Besitzer des Gutes war, in den Schloßhof gesprengt, und bat sich bei Hellmann mit vieler Herablassung selber zu Gaste. Ob dieser nun schon den jungen windigen Herrn nicht achtete wie seinen verstorbenen Vater, und sein Besuch ihm einen Theil der Freude verdarb,

die er sich heute auf eine ungezwungene Art zu machen gedachte, so wußte er doch auch gegen den gnädigen Herrn einen freundlichen Wirth zu machen, und nöthigte ihn, wie sichs gebührte, zur obersten Stelle am Tische. Der galante Baron bat sich das schöne Röschen zur Nachbarin aus: doch Hellmann wollte dieß durchaus nicht gestatten, und auch der Doctor, der unten neben Röschen sich stellte, mußte dem Gebote des Wirths gehorchen, und neben Magisters Fiekchen sich setzen. Es war kein kleines Stück Arbeit, die Gäste gehörig zu ordnen, denn jeder wollte doch zeigen, daß er wisse, was gute Lebensart sei, zumal in Gegenwart des Barons, der sich auf feine Sitten am meisten verstünde. Die Suppe wird kalt! — rief endlich Hellmann mit lauterem Tone, und machte dadurch dem Rangstreit ein Ende.

Es erfolgte nun einige Stille am Tische, während welcher die Augen an der Menge von Leckerbissen, von herrlichem Obste, von Kuchen und anderm Gebacknen sich weideten. Die vollen Flaschen ragten dazwischen empor, und spielten so hell in die Augen, daß selbst dem Baron gelüstete, nach eingenommener Suppe das Weinchen sogleich zu versuchen. Mit Kennermiene sprach er ihm zu, und nickte bedächtig; als er das leere Glas wieder zur Flasche gesellte; und Aller Augen waren während der gnädigen Prüfung auf ihn gerichtet gewesen; ja selbst der Herr Magister hatte inne gehalten, den letzten Löffel Suppe vollends zum Munde zu bringen, bis das Urtheil gefällt war. Doch Niemand getraute sich die benachbarte Flasche eher zu öffnen, als bis Herr Hellmann die übrigen Gäste zum zweiten

Male ermahnte, ihre müssigen Gläser zu füllen.

Schon manches Gerichte war nun vorüber, und mancher unter den Tischgenossen bedauerte heimlich die Enge des Magens, oder wünschte sich die kommenden Schüsseln für künftige Tage. Das Glas ward fleißig zum Munde geführt, und die kaum ausgeleerten Flaschen wurden sogleich mit vollen vertauscht. Alles war heiter und fröhlich am Tische, wie Hellmann es wünschte; nur Meinhold und Röschen, die neben einander am untersten Platze saßen, waren von anderer Stimmung, und verbargen sorgsam ihre Verlegenheit unter den Beschäftigungen, denen sich jedes von ihnen zur bessern Bedienung von selbst unterzog. Niemand lachte und plauderte lauter am

Tische als der gnädige Herr Baron, der bereits aus der dritten Flasche sich schenkte. Der Doctor schielte zwar fleißig nach Röschen, doch vergaß er über die Augenkost keinesweges die Dinge, nach welchen dem Mund gelüstete. Endlich kam auch an die Kuchen die Reihe, und nun schien es, als wenn Hellmann davon nur einige Stille erwartete, wenn sich etwa die Gäste damit den Mund ein wenig gestopft, um der werthen Versammlung einen Vorschlag zu thun, oder sonst etwas zu verkünden. Aber da störte ihn auf einmal der plauderhafte Baron, aus dessen Munde der Wein und unerträgliche Dreistigkeit sprachen. Mit stolzer und begnadigender Miene, als könnte der sichere Erfolg seinem Antrage nicht fehlen, hub er laut genug an, daß Jedermann alles deutlich vernehmen konnte:

Fürwahr, mein lieber Hellmann, ich bin so aufgeräumt heute, daß ich aus Dankbarkeit gern bereit bin, den mit künftigem Jahre zu Ende laufenden Pacht auf andere zwölf Jahre wieder mit Ihm zu verlängern, jedoch nur unter einer Bedingung. Röschen ist schön und gefällt mir: was kümmern mich Ahnen! Ich mache sie noch heut zur Baronin. Der Herr Magister kann gleich nach dem Essen sein Amt verrichten, und unser Handel ist richtig. Er ist ein ehrlicher Mann, und Seine Tochter ist hübsch: das ist mir genug. Auch soll sie beständig bei Ihm auf dem Guthe hier leben, damit die Trennung sowohl den Aeltern als der Tochter nicht schmerze, denn ich bin willens, zuweilen längere Zeit hier zuzubringen wie sonst. Was meint Er nun, Hellmann? Doch bitte ich im Voraus,

alle Weitläuftigkeiten über Stand und Geburt beiseite zu setzen: ich habe alles reiflich erwogen, und will es nun so.

Man denke sich die verschiedenen Wirkungen, welche des Barons unerwarteter Antrag bei allen Personen am Tische hervorbrachte. Röschen wollte mit aller Gewalt sich entfernen, aber ihr Nachbar zur Rechten, der Herr Magister, hielt sie zurück, und wünschte ihr Glück zu dieser Erhebung. Die Meisten sahen verwundert sich an, und blickten bald auf den Baron, bald auf die erkohrne Braut, bald auf den glücklichen Hellmann, der solche Freude an seiner Tochter erlebe. Die größten Augen machte die Frau Magisterin, und maß in der Stille ihr versteinertes Fiekchen im seidenen Schlumper mit Pachters

Röschen. Der Doctor ward roth und brannte vor Ungeduld, Hellmanns Antwort zu wissen; und ein wohlhabender Krämer, der gegen baare Bezahlung die Eingeweide der Kuchen geliefert, und Röschen für seinen ältesten Sohn zu erschnappen gedachte, kritzelte seinen Verdruß mit der Gabel auf den neuen zinnernen Teller. Meinhold ermannte sich, seinen Gram zu verbergen, und zum ersten Male während des Essens einen Blick auf Röschen zu werfen.

Hellmann allein hatte den gnädigen Willen des Herrn Baron mit gleichgültigem Lächeln vernommen. Er nahm nun das Wort, und aller Gäste Augen hingen begierig an seinem Munde. Ihro Gnaden belieben mit Ihrem Diener zu scherzen, sprach er bescheiden: so wenig der

der hoch empor ragende Eichbaum sich mit dem niedrigen Erdbeerstrauche vermählt, eben so wenig kann ein Baron des heiligen römischen Reichs eine ländlich erzogene Pachterstochter zur Ehe begehren. Gesetzt aber auch, es trüge sich ein so seltsamer Fall in wirklichem Ernste zu, so würde ich doch so viel Gnade verbitten; denn meine Tochter paßt eben so wenig zu einem Baron, wie ihre Mutter und ich. Ihro Gnaden haben mich aber nur auf die Probe gestellt; denn wie könnten Sie so etwas wohl ernstlich meinen, da gewiß keine Gräfin sich weigern wird, einem so hochlöblichen Reichsbaron ihre Hand zu reichen.

So lieblich auch diese Worte dem Herrn Baron in den Ohren erklangen, so hielt er doch alles für gebührende Demuth;

muth; er war zu billig, um Hellmann nicht zu entschuldigen, daß er eine so verweigernde Sprache führe, da er seinen gnädigen Ernst, bei Lichte besehen, allerdings nur für Scherz nehmen mußte. Er erklärte sich also, damit er Zutrauen faßte, noch stärker, und nahm die ganze Versammlung zu Zeugen, daß es sein wirklicher Ernst sei. Zwar kenne ich einige Gräfinnen, sprach er mit Zuversicht, unter denen ich wählen dürfte: allein ich lasse mich gern von meinem Eigensinn leiten; kurz ich fühle mich heute nun einmal gestimmt, sein schönes Röschen zur Frau Baronin zu machen.

So bitte ich nun Ihro Gnaden eben so ernstlich, sich diesen heutigen Eigensinn vergehen zu lassen, erwiederte Hellmann mit einigem Nachdruck. Mit meinem

nem Willen soll sie nicht adelich werden; und meinem Röschen muß ichs zum Ruhme nachsagen, daß sie zu klug ist, solchen Dünkel zu hegen. Ich kenne sie drauf, daß sie keinen andern Wunsch hat als ich. So jung sie noch ist, so hat man mir doch ihretwegen schon manchen Antrag gemacht, wogegen ich weniger einzuwenden gehabt, hätte ich nicht stets dabei ihr wahres Beste zu Rathe gezogen, und daher auch bereits meinen festen Entschluß genommen. Um nun allen weiteren Werbungen auf einmal ein Ende zu machen, erkläre ich daher vor der ganzen Versammlung daß ich mein Röschen so eben förmlich verloben will. Und hiermit stand er auf, und ging zu einem nußbaumenen Schranke, den schon bereit gehaltenen Mahlschatz zu holen.

Wie mannichfaltig war nicht der Eindruck, den Hellmanns Erklärung plötzlich hervorbrachte! Röschen hielt ein Tuch vor die Augen, und wäre gern vom Tische gegangen, hätte ihr nicht der Vater liebreich zu bleiben befohlen. Ihr Busen klopfte vor gewaltiger Angst, und Meinhold zitterte wie ein Fieberkranker. Der Herr Baron zog spöttisch den Mund, und suchte den ganzen Handel ins Lächerliche zu ziehen. Die Neugier der übrigen Gäste war auf das höchste gespannt, und alles sah auf den Doctor, der seine Freude kaum in Schranken zu halten vermochte. Frau Hellmann allein blieb ruhig am Tische, weil sie mit ihres Mannes Gesinnung vollkommen bekannt war.

Mit sichtbarer freudiger Rührung trat nun Hellmann wieder an seinen

Platz und legte zwei zusammengewickelte Papiere vor sich hin auf den Teller. Mein gutes Röschen, sprach er mit weichherziger Stimme, ist mein und meiner Gattin einziges Glück: wie sollten wir beide nicht wünschen, sie so vollkommen glücklich zu sehen als möglich. Noch weiß sie es selbst nicht, wem ich heut mein bisheriges Recht auf ihre zärtlichste Liebe verschenke: aber ich bin im Herzen überzeugt, sie wird es mir danken, und gewiß so glücklich seyn, wie ihre Aeltern es wünschen. — Hierauf zog er aus dem einen Papier eine schöne goldene Uhr mit stählerner Kette hervor, und trat nun zu Röschen. Hier, meine geliebte Tochter, sprach er mit zärtlichem rührenden Tone, gieb deinem braven Meinhold diese goldene Uhr zum Unterpfande, daß du ihm nun auf ewig gehörst;

hörst; und du, mein Sohn, hänge diese goldene Kette deiner lieben Braut um den Hals. Ich wußte, daß ihr euch liebtet: umarmt euch nun vor Vater und Mutter.

Meinhold und Röschen waren vor Schmerz und Freude beinahe von den Stühlen gesunken. Noch saßen sie unbeweglich da, als der Herr Magister ihre Hände ergriff, und sie mit einem biblischen Spruche in einander fügte. Bist du zufrieden mit meiner Wahl? fragte hierauf der Vater schmeichelnd sein theures verschämtes Töchterchen, und streichelte ihr die glühenden Backen. Oder willst du etwa lieber den Doctor? zischelte er ihr scherzend ins Ohr. Da erhob sich Röschen mit Feuer, und warf sich ihm um den Hals, und weinte Thränen des Danks und der Freude. Dann

lief

lief sie zur Mutter, und verbarg ihr heißes Gesicht an ihrem liebenden Herzen. Auch Meinhold stand nun vor Hellmann, aber das Übermaaß seines Glücks machte ihn stumm; Thränen der unaussprechlichsten Rührung liefen ihm von den Wangen. Da drückte ihn Hellmann selbst an seine Brust, und sagte laut, daß Alle es hörten: Sei ferner so brav; dein redliches Herz verdient eine solche Belohnung.

Die meisten am Tische trockneten sich die wäßrichten Augen, und freuten sich laut des rührenden Auftritts. Nur Meinholds Mutter war zu heftig gerührt, um sich sogleich zu erholen, denn die Freude hatte sie zu sehr überrascht. Röschen hing sich auch ihr um den Hals, und versprach ihr mit dem Ausdruck des

wahren kindlichen Gefühls, sie als eine zweite Mutter zu lieben. Der Krämer, der ihr zur Seite saß, wußte nicht recht, zu welcher Miene er sich entschließen sollte, und zog das Weinglas zu Rathe. Der Doctor war unter allen am übelsten dran, und begann von Processen zu sprechen, um seine Verlegenheit zu verbergen. Der Baron fand endlich die ganze Komödie, da der Knoten gelöset war, etwas ermüdend, und erwies seinem Gerichtshalter keinen geringen Gefallen, als er ihn bat, ihn nach der Stadt zu begleiten. Beide erhoben sich still, und schlichen nach vornehmer Sitte zur Thüre hinaus, ohne daß es Hellmann eher bemerkte, als bis er das Klappern von den Hufeisen der Pferde vernahm.

Die beiden Verlobten mußten sich nun an die obersten Plätze des Tisches setzen. Der Jubel ward wieder laut; die Gläser klangen an allen Ecken, und das beständige Glück der Verlobten war die allgemeine Losung geworden. Darauf nahm Hellmann wieder das Wort, und wußte viel zu Meinholds Lobe zu sagen, und wie er so ehrlich gewesen sei, sein Röschen selber zu bitten, ihn ja zu vergessen, und sich ganz in den Willen der Aeltern zu fügen. Dann nickte er freundlich zu Meinhold, und fragte, ob er nun wohl für Röschen die Pflaumen zum letzten Male bewahret? Da gedachten beide des Hustens, den sie aus dem Deichselloche der Scheune vernommen, und drückten sich lächelnd die Hand; und mit der Rechten zog Röschen das Pflaumenpärchen aus ihrer Tasche, und wies

es heimlich unter dem Tische dem überglücklichen Meinhold. Indessen hatte Frau Hellmann auch Röschens Verdienste gepriesen, und verkündigte laut die Hochzeit auf künftige Pfingsten; denn, sagte sie ernstlich, ein Mädchen muß ihren Brautstand genießen; es thut so wohl, eine Braut zu heißen, und Frau wird sie dann immer noch zeitig genug.

Die Gäste vermochten nun wirklich nicht länger zu sitzen. Man wünschte sich eine gesegnete Mahlzeit, und dankte für alles genossene Gute, bis Kaffee und Kuchen eine neue Gelegenheit gaben, schon wieder etwas zu genießen. Die Männer nahmen alsdann die langen Pfeifen zur Hand, und paßten die farbigen Federkiele daran, indessen die Weiber ein langes und breites über die frohe

Begebenheit schwatzten, von welcher keine von ihnen, wie sie selbst behaupteten, sich hätte träumen lassen. Der Krämer allein war noch etwas muckisch über sein fehlgeschlagenes Plänchen; doch vergaß er es endlich am Solotische, weil ihm die beiden Wenzel heute so günstig waren. Die frohen Aeltern hatten sich das und jenes zu sagen; und Meinhold und Röschen besuchten mittlerweile die wichtigen Plätzchen im Garten und hinter der Scheune, wo sie sich ihre Liebe zuerst entdeckt, und wo sie so innig mit einander getrauert hatten. Dann blickten sie dankbar gen Himmel, und küßten einander immer wieder so herzlich, als wär' es noch niemals geschehen.

So verging endlich der glückliche Tag unter lauter Vergnügen, und nie legten

sich Meinhold und Röschen froher zu Bette. Am andern Morgen hatte Hellmann die jungen Leute des Dorfes auf sein eignes Guth zu jenen geladen, und Musikanten zum Tanze bestellt. Frau Hellmann, die den lieben Schwiegersohn lange schon mütterlich liebte, verglich ihn mit den jungen Burschen umher, und fand darunter keinen so liebenswürdig wie ihn. Eben so lobte Frau Meinhold das reizende Röschen, und pries sie vor allen Mädchen, die sie in ihrem Leben gesehen, als das schönste und beste. Doch Niemand wußte den Werth eines jeden so gut zu bestimmen, als Röschen und Meinhold ihn wechselseitig ihren Müttern erklärten. Alles dieß knüpfte das festeste Band zwischen ihnen, und Meinholds Mutter mußte von nun an, weil Hell-

mann es wollte, bei ihnen zu leben versprechen.

Pfingsten kam endlich heran, und die Hochzeit ging eben so fröhlich vorüber, als vormals der Tag der Verlobung. Aeltern und Kinder machten von nun an nur eine Familie aus, und Meinhold blieb immer so thätig und gut wie vorher. Der junge Baron mußte Schulden halber das Guth verkaufen, und Hellmann ließ es nicht weg. Alles blieb demnach im vorigen Zustande, außer daß Hellmann itzt Eigenthümer des Guthes war, welches er vorher nur in Pacht hatte, und daß Meinhold und Röschen die lieben Aeltern mehr mit Enkelchen als mit der Wirthschaft beschäftigten. Die Liebe des glücklichen Paares schien immer noch stärker zu

werden,

werden, und die Pflaumen hinter der Scheune wurden noch eben so sorgsam geheget wie sonst. Noch viele Jahre sprach man von der fröhlichen Kirmse; und in der ganzen Gegend umher behielten die Kuchen von Wallendorf den längst behaupteten Ruhm.

Das Amfitheater zu Verona.

Das Amfitheater zu Verona.

Es traf sich gerade, daß ich auf meiner Rückreise durch Italien in der nämlichen Zeit zu Verona anlangte, als Joseph der Zweite nebst dem Könige und der Königin von Neapel in dieser venetianischen Stadt eintrafen, von wo sie alsdann ihre Reise nach Wien weiter fortsetzten. Die Republik Venedig, der es kund geworden war, daß sämtliche Majestäten daselbst einen kurzen Aufenthalt nehmen würden, ging nach erhaltener Gewißheit sehr

sehr ernstlich mit sich zu Rathe, womit sie wohl Allerhöchste Personen auf eine anständige Weise zu unterhalten vermöchte. Die Nobili di Venezia sannen vorläufig bei ihren Spaziergängen in und vor den Hallen des Palazzo auf das und jenes; aber es ward ein Gedanke nach dem andern verworfen. Ein Wettrennen mit Gondeln war auf dem Adige nicht wohl anzustellen: ein Feuerwerk mit Illumination war für beide Potentaten, davon der eine dergleichen weit besser selbst geben konnte, und der andere bei seinem Nachbar Vesuv viel natürlicher gesehen hatte, nicht wohl schicklich: und eine Jagd anzuordnen schien die Zeit viel zu kurz, weil man erst in andern Ländern Wildpret und Hasen hätte müssen einfangen lassen, um sie zu diesem Behuf auf republikanischem Re-

viere

viere auszusetzen. Es ward zwar auch an ein Pferderennen gedacht; aber man fand dieß doch nicht festlich genug, und übrigens besann man sich hinter drein, daß die gesamte Ritterschaft mit Pferden nicht zum Besten versehen sei. Mit Opern war eben so wenig zu thun, denn die besten Sänger und Sängerinnen waren, wie die Sommervögel, ins Ausland gezogen; und Komödien wurden des Besuches nicht einmal werth geachtet. Es war demnach guter Rath theuer, was für ein Fest man so erhabenen Gästen zu Ehren würde geben können. Doch alle diese Berathschlagungen waren nur patriotische Besorgnisse junger Senatoren, die zu so wichtigen Veranstaltungen nichts zu sagen hatten — ein Umstand, worin die eigentliche Ursache lag, weswegen sie sich den

Kopf desto angelegentlicher darüber zerbrachen.

Die Behörde, welche in solchen Dingen zu verordnen hatte, war weit weniger darüber verlegen. Das alte römische Amfitheater, dem Verona noch lange einen großen Theil seiner Berühmtheit verdanken wird, schien ihr eine vortrefliche Gelegenheit zu einem äußerst interessanten Schauspiele zu geben. Allerdings ist das Amfitheater selbst schon deswegen sehr merkwürdig, weil der berühmte Maffei dafür gesorgt hat, daß es noch heut zu Tage in einem so guten Zustande erscheint. Man glaubt sich auf einmal in die Zeiten der alten Römer versetzt, und denkt sich dabei ihre Spiele nebst den Sitten und dem ganzen Costume der Versammlung. Ob es noch

Steine an demselben giebt, die von römischen Händen und Füßen berührt worden sind, möchte schwer zu entscheiden seyn; denn allerdings ist es diesem Amfitheater eben so gegangen, wie vielen römischen Brücken, die nach und nach durch die vielen Ausbesserungen wohl mehrere Male eine gänzliche Umschaffung erlitten haben, und ihre römische Titulatur dennoch fortführen. Im Grunde scheint also nur die Form erhalten zu seyn, wie es der Fall bei mehreren Dingen ist, und damit muß man sich hier begnügen, zumal da es sich auf den antiken Steinen wirklich nicht weicher sitzt als auf den neuern. Will man doch behaupten, daß unser Körper nach zehen Jahren auch nicht mehr der nämliche sei, der er vorher war! Und doch bemerken wir eben nicht, daß uns bald einmal ein

Arm, bald ein Bein, bald der Sitz des Verstandes restaurirt würde.

Genug dieses alte römische Amfitheater wurde dießmal sehr schicklich zum Schauplatz einer Feierlichkeit auserselen, womit man Höchstgedachte Gäste nicht übel zu bewirthen glaubte. Der Gedanke selbst, so wie er, gleich Minerven, wiewohl noch nicht völlig gerüstet, dem Haupte der hohen Republik entstieg, schwebte erhaben genug empor, so lange er noch mit keinem Körper befangen war: aber freilich mußte er nach und nach wieder zur Erde herab sinken, als die innere Leere desselben von gemeiner Luft erfüllet wurde. Der Schauplatz stand da, in der schönsten Witterung der Phantasie: aber wer sollte die Athleten und Gladiatoren ersetzen? Die Sbirren

der erlauchten Republik waren zu gymnastischen Spielen nicht abgerichtet, sondern nur zum Spioniren geschickt, und befugt, die ankommenden Fremden, der Contrebande wegen, von allen Seiten in den Lagunen anzufallen, um dadurch sie und sich an ernsthaftere Angriffe auf dem Meere selbst zu gewöhnen. Dennoch brauchte man moderne Stellvertreter, da es an antiken Schauspielern gebrach. Wer hätte also dazu geschickter seyn können, als die zweigehörnten Pflüger der Erde, die überdieß schon wegen ihrer Tapferkeit und mancher andern vortreflichen Eigenschaften, von den Alten mit großer Achtung beehrt wurden. Kurz, alle die einzelnen in Reihe und Glied gestellten Ideen zu einem Nationalfeste, das freilich nirgends so rühmlich gegeben werden konnte, wo man nicht ein ähnliches

liches Amfitheater hatte, stellten den Plan zu einer Stierhetze dar.

Der Spielraum, den man noch bis zur Ankunft sämtlicher Majestäten hatte, ward weislich benützt, die gehörnten Kämpfer ihrer natürlichen Sanftmuth so viel als möglich zu entwöhnen, und die schlauen Gegner gehörig abzurichten. Endlich aber erschien der merkwürdige Tag, an welchem voraus bestimmt war, daß Hunde über Stiere Triumf halten sollten. Fast ganz Verona drängte sich in das Amfitheater hinein, und doch enthielt es immer noch Raum genug für Nachbarn und Fremde, die aus der Gegend herbei geeilt waren, das große Schauspiel in Augenschein zu nehmen. Wirklich rechnete man die darin befindlichen Zuschauer auf zwei und zwanzig

tausend,

tausend, und es schien, als hätte man die Zahl nicht zu groß angegeben. Der Anblick einer so großen Menge von Menschen durch einander, die in lauter ovalen, sich immer erweiternden Kreisen, bis an den obersten Rand hinan standen, gewährte in der That ein seltenes Schauspiel. Alles war in lebhafter Bewegung und staunte die bunte Menge von Menschen an. Jeder derselben schaute neugierig umher, indeß er selbst wieder Andern zur Schau diente.

So verging beinahe eine Stunde, während welcher die länglichten Kreise sich immer mit Menschen verdickten, bis endlich die gekrönten Herrschaften in den für sie bestimmten Schranken erschienen, und das heroische Schauspiel seinen Anfang nahm. Die Kampfrichter traten

nunmehr in leichter weißer Kleidung auf dem Schauplatz einher, begaben sich durch den engen bedeckten Gang nach dem friedlichen Aufenthalte der überlisteten Stiere, und führten den schwächsten darunter in den geöffneten Circus. Man sah ihm an, dem armen Betrogenen, daß er nicht kämpfen würde, wenn man die Wahl ihm ließe, auf einem Kleefelde zu weiden, oder der Bahn der Ehre zu folgen. Indem fingen die Schwärmer an zu sprühen, die man ihm an Hörnern und Schwanze fest gebunden hatte, und es schien in der That, als ob er diesen Spaß etwas ungnädig vermerkte; aber das Zerplatzen der Schwärmer brachte eine solche Veränderung in ihm hervor, daß sein voriger Unwille sich plötzlich in philosophische Gelassenheit verwandelte. Doch auch diese hielt nicht lange wieder;

denn

denn nun ward ihm ein muthiger Gegner zugeführt, der so lange gehalten wurde, bis Stier und Hund einander die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Rasch fiel dann der schnellfüßige Kämpfer den stutzigen Helden an, der ganz auf seine Flucht bedacht schien, sich aber noch eben zu rechter Zeit besann, und seinen Gegner dergestalt bewillkommnete, daß er, ohne Luftmaschine, wider seinen Willen, einen ziemlichen Bogen über ihn hinweg setzen mußte. Vermuthlich hatte dieser Hund, aus Mangel an Erfahrung, dergleichen Fälle bei seinen zuversichtlichen Angriffen nicht mit berechnet: es schien ihm auf einmal alle Lust zum Kampfe vergangen zu seyn; und seine Stelle ward sogleich mit einem andern ersetzt, der etwas vorsichtiger zu Werke ging, sich eine Weile mit seinem

starken

starken Gegner herumtummelte, dann ebenfalls, gleich seinem Vorgänger, einen unwillkührlichen Luftsprung machen mußte, aber sich plötzlich wieder sammelte und den Stier mit solcher Schnelligkeit angriff, daß er ihn bei dem Ohre faßte, ehe er sich dessen versah. Ein allgemeiner Jubel erhob sich hierauf im Amfitheater, denn der Stier war besiegt. Die Kampfrichter sprangen hinter den hölzernen Piedestalen, auf welchen Blenden von hölzernen Standbildern prangten, eilig hervor, damit der Sieg nicht wieder abgeschüttelt werden möchte, bemächtigten sich auf beiden Seiten des Stiers, brachen den Hund aus, und führten nun den Besiegten mit blutendem Ohr durch den nämlichen Gang zurück, durch welchen er war herein gebracht worden, indeß auch der Sieger,

zu tiefer Kränkung des Stiers, unter vielem Beifallklatschen der Zuschauer hinweg getragen wurde.

Nach einer kleinen Pause ward der zweite Stier auf den Kampfplatz gebracht, und es erging ihm nicht besser. Fast die nämlichen Auftritte ereigneten sich mit dem dritten und vierten. Die Schwächeren jeder Parthei erschienen zuerst, und waren absichtlich für einander gewählt. Der Unterschied, der etwa bei diesen erneuerten Auftritten Statt fand, betraf hauptsächlich den Wechsel der Hunde, der zuweilen öfterer nöthig wurde, je nachdem sie ermüdet waren, oder von den Waffen ihres Gegners zu viel gelitten hatten. Das Publicum nahm immer gleichen Antheil daran, und frohlockte laut, wenn es endlich einmal

wieder einem frischen Hunde gelang, den abgematteten Stier beim Ohre zu fassen und fest zu halten.

Noch waren zwei Stiere zu besiegen, und das Schauspiel selbst fing an ziemlich langweilig zu werden, als es auf einmal durch die beiden letzten Helden wieder ein lebhaftes Interesse gewann. Man sah es schon an den Vorbereitungen, daß es mit dem fünften Stiere etwas mehr zu thun geben würde. Auch schien er sich ein wenig zu sperren, auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Kaum aber fühlte er sich in Freiheit, als er auf diejenigen losging, die ihn herein gebracht hatten, gleich als wenn er deswegen seinen Unwillen an ihnen auslassen wollte. Sie hatten in der That Mühe, sich hinter die beträchtlichen Piedestale zu retten,

und durften sich nicht blicken lassen, weil er gleich bereit war, einen Gang mit ihnen zu wagen. Ungeachtet die Schwärmer an Hörnern und Schwanze zugleich losbrannten, so ward er doch eben so wenig dadurch erschreckt, als weiland Fabricius durch den Elephanten des Pyrrhus. Er hielt bloß den Kopf ein wenig auf die Seite und horchte, was das Zischen und Knattern bedeuten möchte: dann aber achtete er nicht weiter darauf, und aller Grimm schien in den Schwanz gefahren zu seyn; denn dieser schlängelte sich so trotzig und wild in die Höhe, daß man aus dem wunderlichen Schwunge desselben nichts Gutes ahnen konnte. Mittlerweile ward ein tüchtiger Fänger in den Circus gelassen, der mit arglistiger Schnelligkeit gleichsam herbeikroch, um seinen Feind desto sicherer zu fassen;

aber der muthige Stier ging ihm entgegen und wußte ihn so geschickt zu empfangen, daß er ihn wie einen Ball über sich wegschleuderte. Der Hund raffte sich zwar wieder auf, aber man merkte nun doch, daß er itzt andere Begriffe von seinem Gegner bekommen, als er vorher hatte. Es währte nicht lange, so ward er, nicht ohne Gefahr vor dem Stier, hinweggebracht und ein anderer an seine Stelle zum Kampfe gelassen. So muthig auch der Angriff desselben war, so oft er auch von allen Seiten wiederholt wurde, so lief er doch eben so fruchtlos ab. Der Stier war immer auf seiner Hut, und der Hund mußte sich endlich ebenfalls zu einem Luftsprung bequemen, der ihn zum ferneren Kampfe ungeschickt machte. Der dritte fing eben so tapfer an; endigte aber, wie seine Vorgänger,

mit einer Niederlage. In der Zwischenzeit, in welcher man den vierten Hund herbei holte, schaute der Stier wie ein Sieger umher. Es schien ihm verdrießlich zu seyn, sich långer mit Hunden zu streiten: er faßte daher den Entschluß, den Circus zu verlassen. Mit einem Male drehte er sich nach der Gegend um, wo er herein geführt worden war, rannte drauf los, und setzte, zu Aller Erstaunen, über die bretterne Wand hinweg, die noch etwas über drei Ellen hoch war. Da er wieder nach seinem vorigen Behåltnisse zugelaufen war, so konnte er leicht wieder herbei geholt werden, und dieß erforderten die Gesetze der Ehre, weil er doch einmal besiegt werden mußte. Damit dieß aber desto gewisser erfolgte, ward er auf der einen Seite geneckt, während von der andern einer der stårk-

sten Hunde herein gelassen wurde, der ihn auch, weil er ihn etwas unvermuthet auf den Hals kam, ziemlich bald bei den Ohren packte. Sogleich sprangen die Herren Gymnastiker herbei, den Hund bei Ehren zu erhalten, und den widerspenstigen Stier, der sich wider sein Schicksal besiegt zu werden, so gröblich aufgelehnt hatte, für überwunden zu erklären.

Es war nun noch der sechste von sämmtlichen Herren Stieren übrig, dessen Rang, als der letzte unter ihnen, die größten Fechterkünste erwarten ließ. Er ward mit Mühe in den Circus herein gezogen, und man merkte an den akademischen Stellungen der weißgekleideten Herolde, daß sie an seinem scheinbaren Flegma nicht wenig zu ziehen hatten.

Als er in den Schranken angelangt war, sprangen diese bei Seite, und er schien Lust zu haben, sie zu verfolgen. Aber in dem nämlichen Augenblicke fingen die Schärmer an zu toben und die brennenden Funken regneten ihm auf die Nase. Er schüttelte mit dem Kopfe, und scharrte vor Grimm mit dem rechten Fuße, gleich einem muthigen Rosse. Kurzbeiniger, aber stärker als alle, erregte er die allgemeine Erwartung der Zuschauer, die ein rings im Amfitheater herumlaufendes Gemurmel verkündigte. Noch stand er unbeweglich da und scharrte; aber schon hob sein furchtbarer Schwanz sich drohend empor und focht in den Lüften umher, als ein wackerer Hetzhund in gerader Richtung auf ihn zurannte. Ohne seinen Standpunkt zu verändern, erwartete ihn der Stier mit stolzer Verachtung,

achtung, und kaum trafen sie von vornen mit einander zusammen, als plötzlich der Stier sich herum drehete, und den Hund so gewaltig vor das Maul schlug, daß er mit großem Geheule davon lief. Der Stier verfolgte ihn nicht, sah aber empor wie ein Sieger auf die versammelte Menge, indeß ein anderer tüchtiger Hund, der für ihn besonders bestimmt zu seyn schien, den Angriff erneuerte. Der Hund war gewandt, und faßte ihn schon einmal beim Ohre; aber sogleich schüttelte ihn der Stier wieder ab, fiel auf die Vorderfüße nieder, und rutschte mit seinem schweren Körper über den Hund hinweg, daß er, wegen erlittener Zerquetschung, jämmerlich schrie, und nur mit Mühe auf die Seite gebracht werden konnte. An seine Stelle rannte nun ein dritter herbei; allein er

wagte nur den Stier zu umkreisen und abzumatten. Da erhob sich ein freier Britte im Amfitheater, die Ehre der Hunde zu retten, drängte sich die Stufen hinab, und erbot sich, seinen edlen Hund, einen Bullenbeißer, zur Besiegung des gewaltigen Stiers, zu leihen. Das Anerbieten wurde mit Dank aufgenommen, denn die Herolde schienen verlegen, was mit Ehren zu thun sei, da ihre stärksten Hunde verspielt hatten. Der Bullenbeißer erschien in schnellem Galopp, den Kampf zu beginnen; aber kaum hatte er seinen fürchterlichen Gegner in der Nähe erblickt, als er mit gesenktem Schwanze noch schneller wieder davon eilte, als er herbei gerannt war. Ein allgemeines Gelächter, mit Pfeifen vermischt, erschallte durch das ganze Amfitheater, und es war ungewiß, ob das

Auspfeifen dem brittischen Herrn oder Hunde galt. Ersterer wenigstens verließ sogleich das Amfitheater, und ich erfuhr nachher, er habe schleunigst Postpferde gefordert, und sei ohne den Hund abgereiset, der ihn durch seine Feigheit mit solcher Schmach überladen hatte.

Nach dieser komischen Episode verdroß es den Stier, bei dem fortdauernden Gelächter noch länger auf dem Wahlplatze zu verweilen. Auch ihm fiel es ein, sich nach der nämlichen Gegend umzusehen, wo er herein gekommen war, und rannte — aber Niemand versprach ihm, seiner kürzern Beine wegen, das Glück seines Vorgängers — und rannte mit seinen geernteten Lorbeeren die starke hölzerne Wand von einander und nach seinem wohlbekannten Behältnisse zu.

Ein allgemeiner Jubel stieg itzt empor über die Klugheit und Stärke des Stiers; während welchem Zimmerleute herbei eilten, die Schlucht zu ergänzen und sie mit Balken zu verrammeln. Hierauf mußte der unbesiegte Stier wieder herein, und auf der Wand wurden Leute mit Knitteln gestellt, einem zweiten solchen Versuche zu wehren, indessen ein neuer Hund schon bereit war, den Stier sogleich zu beschäftigen; aber auch dieser wurde kläglich nach Hause geschickt, und darauf versuchte der zornige Stier, sich den vorigen Ausgang noch einmal zu öffnen, welches ihm auch, trotz aller Wehrung der dreschenden Knittel, mit großem Geprassel gelang.

Nun kratzten die Herolde sich hinter den Ohren, wie sie die Scene beendigen

sollten; denn es war ein Gesetz dieser modernen Turnierer, daß der Stier schlechterdings besiegt werden mußte. Man hatte nicht wenig Mühe, ihn wieder herein zu schleppen; indessen gelang es; und ein leichtfüßiger schwächerer Hund hatte endlich das Glück, ihn derb bei dem Ohre zu fassen und sich darin zu verbeißen. Die Herolde, die in der Nähe geblieben waren, sprangen jauchzend herbei, und hielten den Stier, um sich des endlichen Siegs zu versichern. Man denke sich nun das allgemeine Beifallgeklatsche, welches von unten bis oben hinaus durch alle Reihen erfolgte! Alles war mit dem prächtigen Schauspiel zufrieden, denn man hatte sich treflich vergnügt.

Die höchsten Herrschaften erhoben sich nun aus ihren Schranken und begaben

sich

sich weg. Die übrige Menge folgte dem Beispiel; doch währte es lange, ehe sie sich durch die Oeffnungen, die auf allen Seiten in bestimmten Entfernungen und Höhen angebracht waren, hindurch zu drängen vermochte. Ich verweilte, bis sich dieses Gedränge verlor, und freute mich des bunten Gewühles so vieler Tausende, das einen vortreflichen Anblick gewährte. Überhaupt war mir das volle Amfitheater ein majestätisches Schauspiel, und ich dankte in der Stille den Urhebern desselben, wenn schon vielleicht die Stierhetze, die auch der Menge so wohl gefiel, der Hauptgedanke dabei gewesen seyn mochte. Sie gab doch wenigstens Gelegenheit, ein römisches Amfitheater voll Menschen zu sehen. Ich träumte mich in die vergangenen Zeiten hinein, wo einst Römer an diesem Platze

Athle-

Athleten und Gladiatoren bewunderten, und ließ mit willigem Herzen den venetianischen Senatoren Gerechtigkeit wiederfahren, daß ihre Stierhetze, so wenig sie auch sich mit der Veredlung der Menschengefühle verträgt, doch immer ein weit verzeihlicheres Schauspiel sei, als jene barbarischen Lustgefechte auf Leben und Tod.

Die Gewissensfrage.

Die Gewissensfrage.

Arme unglückliche Agnes, du holde Gespielin meiner Jugend! Ach! nie vergess' ich dein Bild, wie du dich in deinen glänzenden Fesseln sogleich von dem feierlichen Tische zu mir wandtest, und mir im Vorübergehen die schmerzlichen Worte zuflüstertest: „Nun bin ich geopfert.“ — Ich verließ den fürchterlichen Saal und weinte, und ich sah dich nie wieder. Du warst mir so herzlich lieb, ohne daß mein Herz von einem bestimmten Anspruch auf

dich wußte, wenn ich ihn auch hätte haben dürfen; und ich hätte dich aus dem Feuer gerettet, wenn es der jugendlichen Ohnmacht möglich gewesen wäre! Was auch dann aus dir und mir geworden seyn möchte: ein so giftiger Wurm hätte die Rosen deines Lebens gewiß nie zernagt; und mein Herz, das nichts als die Gewißheit deines Unglücks fühlte, und auch damals noch keinen andern Willen über sich erkannte, hätte vielleicht nie ein Vorwurf darüber gequält.

Aber wie verschieden sind die Beziehungen auf unser Herz in ähnlichen Fällen! — So weh es thut, nicht helfen zu können, so bänglich ist es, in manchen Verhältnissen nicht einmal helfen zu dürfen. Verstand und Herz liegen oft über Pflichten mit einander in Streit;

und da ist meistens reife Prüfung vonnöthen: denn wo wirklich ein Herz ist, da neigt der Verstand sich nur zu willig zum Herzen, wenn es nach reiner und edler Genugthuung strebt. Allein gewöhnlich hat das Herz dem Verstande schon vorgegriffen, ehe noch dieser die Umstände gehörig erwogen, und meist ist also die Parthei schon genommen, bevor über die Befugniß dazu die mindeste Bedenklichkeit entsteht. Wo nun das Herz sich keines bösen Zwecks bewußt ist, liefe auch die Handlung selbst dem Ausspruch des Verstandes gerade entgegen, da ist der leise Puls des Gewissens nicht viel mehr als ein gänzlicher Stillstand.

Niemand wird läugnen, daß an den Handlungen der meisten Menschen das Herz einen ungleich größern Antheil hat, als

als der Verstand. Wie oft freut man sich einer Handlung, die dem Herzen wohl thut, und die dennoch der Verstand mißbilligen würde, wenn sein Erkenntnißvermögen reiner und scharfsichtiger wäre. Unzählige Handlungen werden begangen, die ein besseres Gepräge haben, als sie führen sollten. Da aber aus solchen Handlungen, die nur scheinbar gut sind, eine Menge schlimmer Folgen entstehen können, so ist es nicht genug, daß wir uns mit gutmüthigem Irrthum und argloser Absicht zu entschuldigen wissen: das moralische Gesetz gebietet uns auch ein ernstliches Bestreben, unser Erkenntnißvermögen scharfsichtiger zu bilden, damit wir die Befugniß zu jeder Handlung stets nach wohlverstandenen Grundsätzen zu bestimmen vermögen. Jene Handlungsweise hat zwar

nichts von bösem Willen im Gefolge; aber dennoch kann das Herz dabei sehr unglücklich werden: diese hingegen ist nach einem sichern Ziele gerichtet, und die Ruhe der Seele, dieses unschätzbare Kleinod des Tugendhaften, wird dabei niemals beeinträchtiget.

Wie gefährlich ist es oft, der Neigung des Herzens zu folgen, wenn es sich ohne näheren Beruf in Verhältnisse zu mischen wünscht, deren Lage und Umfang ihm nicht einmal vollkommen bekannt sind. Wie leicht ist es, selbst bei der größten Vorsicht, da noch zu verschlimmern, wo man zu verbessern gedachte. Das Herz hat volles Recht, einen edlen Zweck zu erzielen, aber der Verstand muß vorher entscheiden, in wie fern er, nach reifer Erwägung, einen glückli-

glücklichen Ausgang verspreche, und auch die Mittel gebilliget haben, die zu Erreichung desselben führen. Der Erfolg sei übrigens, welcher er wolle: das Gewissen hat dann nie einen Vorwurf zu fürchten.

Das öftere Andenken an meine jugendliche Freundin Agnes, an die ich niemals ohne Wehmuth denke, und die Erinnerung an eine ähnliche, aber doch immer sehr verschiedene Begebenheit in Rom, die mich damals ungemein beschäftigte, und die auch noch jetzt meiner Einbildungskraft mit allen Umständen jener innigen Theilnahme sehr lebhaft vorschwebt, waren ein sehr natürlicher Anlaß zu dieser Betrachtung. An jener Geschichte, die ich nicht erzählen kann, war ich ein naher und warmer,

aber in aller Rücksicht sehr ohnmächtiger Theilnehmer; bei dieser hingegen war ich bloß ein fremder Zuschauer, der zwischen Besorgnissen und Rücksichten schwankte. Ich will hier den ganzen Vorfall erzählen, so wie er mir bekannt geworden ist, und ich trage kein Bedenken, die Geschichte meiner Empfindungen, die dadurch so lebhaft erregt wurden, drein zu verweben.

Ich besuchte zuweilen einen jungen Maler von Talenten, der an seiner Kunst wie an einer Geliebten hing. Wir plauderten oft und viel über die Gegenstände, die ich gesehen hatte, so wie über das ganze weitläuftige Gebiete der Kunst, wozu man dort von allen Seiten so viel Veranlassung bekömmt. Er lebte ziemlich einsam, und hatte sich

von dem Schwarme junger Künstler, die ihre Zeit zwischen Kunst und Vergnügen zu freigebig theilten, fast gänzlich zurückgezogen. Meine Besuche waren ihm daher lieb, und ich fand an seiner Unterhaltung eben so viel Vergnügen, wie an seinen Arbeiten, die das Gepräge des wahren Talents und eines reinen Gefühls hatten. Die meisten Male, wenn ich bei ihm war, trat auch die Tochter des Wirths in das Zimmer, machte sich etwas darin zu schaffen, besah darauf seine Arbeit, und ließ sich dann gewöhnlich in eine scherzhafte Unterhaltung ein, die er eben so scherzhaft erwiederte, ohne daß ihm je etwas ungesittetes entfuhr, so nahe auch zuweilen der Stoff dazu da lag. Das Mädchen war sehr hübsch, ohngefähr zwischen neunzehn und zwanzig Jahren, äußerst

lebhaft,

lebhaft, und ganz gemacht, einen Wüstling gleich beim ersten Anblick in lichterlohe Flammen zu setzen. Aber gerade diese Wirkung, welche die sämtlichen aus ihrem ganzen Wesen gesammelten Züge mehr als zu deutlich versprachen und — vielleicht auch zu begünstigen gesonnen schienen, konnte mir sie unmöglich liebenswürdig machen. Ehe ich den jungen Mann näher kannte, glaubte ich wirklich, er fände bloß einen leichtsinnigen Geschmack an ihr, und ließ das gut seyn: aber nach und nach sah ich, daß ich mich in seiner Denkungsart geirrt hatte. Er äußerte oft in seinen Gesprächen über Andere ziemlich strenge Grundsätze; Grundsätze, die zum wahren Glück der Liebe und des häuslichen Lebens führen. Desto auffallender war es mir nun, als ich aus dem ganzen ge-

genseitigen Benehmen schließen mußte, es sei, wenigstens von seiner Seite, eine ernstliche Neigung im Spiele, die schon eine ziemliche Reife erlangt habe; denn das Mädchen lehnte sich zuweilen so vertraut auf seine Schulter, wenn er vor der Staffelei saß, und neckte ihn so schalkhaft, daß ich bei der Art, wie er sich gegen sie betrug, glauben mußte, er würde ihr, wenn ich nicht zugegen wäre, Vertraulichkeit und Neckerei gewiß weit zärtlicher und traulicher vergelten.

Wie nun dieser junge Mann bei seinem feinen Gefühl ein solches Mädchen im Ernst lieben, und auf diese Liebe, wie ich es doch von seinen Gesinnungen erwarten mußte, das Glück seines Lebens gründen könne, war mir ein unerklärbares Räthsel. Ich scherzte darüber mit ihm,

ihm, um Gelegenheit zu nehmen, ihm meine Gedanken über seine Geliebte zu eröffnen; er wich mir aber so unbefangen aus, und erwiederte meinen Scherz so natürlich, daß ich nicht wußte, was ich davon denken sollte.

Eines Tages besuchte ich ihn ziemlich früh, um ihn zu bitten, mich in die Stanzen des Vaticans zu begleiten. Ich hatte ihm kaum die Absicht meines Morgenbesuchs erklärt, als ein Mädchen in das Zimmer trat, dessen Gestalt und Reiz ich nicht zu schildern vermag. Schlank und zart gebaut wie eine Griechin, und diese reizende Gestalt in ein armes leinenes Gewand gehüllt, aber so bescheiden, als es der knappe Stoff nur immer zulassen wollte, wiewohl die lieblichen Umrisse ihres schönen Körpers von

allen Seiten durchschimmerten. Ein vollkommen schönes Oval des Gesichts, in welchem die reine Unschuld einer Madonna mit dem unwiderstehlichen Reize einer Grazie gemischt, das Antlitz eines Engels bildete. Wäre sie mir in den Ruinen eines römischen Tempels erschienen, ich hätte sie für die Erscheinung einer Vestalin gehalten.

Das Mädchen stutzte einen Augenblick, als sie mich gewahr wurde, schien sich aber gleich wieder zu sammlen, und verrichtete in einer halben Minute, ohne wieder aufzublicken, ein kleines Geschäft der Bedienung, worauf sie sich in der Stille zurückzog.

Von keiner Seite war während dieser Erscheinung ein Wort gefallen. Jetzt erst,

erst, als wir wieder allein waren, sagte ich zu meinem jungen Freunde: Sie haben sich nicht übel einquartiert. Bei solchen Mustern von Schönheit, die Sie täglich vor Augen sehen, muß es ihrem Vorstellungsvermögen leicht werden, sich einen ächtgriechischen Kunstsinn zu erwerben. Besonders wüßte ich nicht, wie Sie glücklichere Muster um sich haben könnten, wenn sie den Herkules am Scheidewege bilden wollten. Er antwortete nur etwas allgemeines darauf; und als ich ihn nachher fragte, wer dieses schöne Mädchen sei, erwiederte er mit vieler Gleichgültigkeit, es sei bloß eine arme Verwandtin vom Hause. Da er so kurz davon abbrach, und sich ein wenig kalt entschuldigte, daß er mich nicht begleiten könne, so muthmaßete ich, daß ich durch die Anspielung auf den Herkules

am Scheidewege seiner Liebe zu nahe getreten sei und ihn beleidiget habe.

Die Liebe ist wirklich blind, dachte ich bei mir selbst im Hinweggehen. Wie in aller Welt ist es möglich, daß ein junger Mann, der so viel wahres Gefühl für das Schöne besitzt, und gute Grundsätze zu haben scheint, sich in ein so wollüstiges Mädchen ernstlich verlieben, und gegen ein so vollkommnes Geschöpf gleichgültig seyn kann?

Noch am nämlichen Abende sprach ich einen Freund, der sich unter den ältern und vorzüglichsten Künstlern Roms schon längst das Bürgerrecht erworben hatte. Da ich wußte, daß er mit diesem jungen Maler in freundschaftlicher Verbindung gewesen war, und noch immer

mer vortheilhaft von ihm dachte, wenn gleich ein Mißverständniß zwischen ihnen obzuwalten schien, so äußerte ich gegen ihn meine Vermuthung über den entdeckten Liebeshandel, und theilte ihm meine Besorgnisse mit. Er sagte, meine Bemerkungen wären sehr richtig, aber er könne hiebei nicht das geringste thun, indem eben dieses Mädchen den jungen Mann von ihm abgelenkt hätte. Hierauf schilderte er mir dessen theure Geliebte als eine feile Dirne, die nur einen Mann zu fangen suche, um dann ihr Wesen desto freier treiben zu können. „Der Vater," fuhr er fort, „dessen Liebling sie ist, begünstiget ihre Absicht, weil er dann bei seinem Gewerbe desto mehr Nutzen von ihr zu ziehen hofft. Vor anderthalb Jahren hatte sie ihr Auge auf mich geworfen, weil ich zuweilen

len mit ihr schäkerte, und wer weiß, was ich gethan hätte, wenn ich nicht zeitig genug hinter ihren Charakter und ihre Aufführung gekommen wäre. Der Vater trug mir sie selbst an, und wollte mir ein Quartier in seinem Hause einräumen; aber ich nahm die ganze Sache für Scherz, und sagte geradezu, daß ich nie heirathen würde. Seitdem konnte sie mich nicht mehr leiden, und nun richtete sie ihr Augenmerk auf diesen armen Teufel, der endlich ins Haus zog, und sich in ihrem Garn wahrscheinlich schon so verfitzt hat, daß er nicht wieder loskommen wird. Ich habe ihn gewarnt; aber vermuthlich hat ihn das Mädchen wider mich eingenommen, denn sie wußte, daß wir Freunde waren, und dachte vielleicht, ich möchte ihrem Plänchen entgegen arbeiten. Seitdem kommen wir

nicht

nicht mehr zusammen, und treffen uns auch von ohngefähr nur selten.“

Aber was halten sie von ihrer schönen Muhme? fragte ich ihn. „Potz Wetter!“ rief er aus, „das ist ein ganz anderes Mädchen! Ich gäbe etwas drum, wenn ich sie zum Modell haben könnte. Es ist jedem zu verzeihen, der sich in sie verliebt, er mag seyn, wer er will. Aber das arme Mädchen ist gar übel dran. Ihre Aeltern sind todt, und sie wurde bloß aus schändlicher Absicht ins Haus genommen, weil sie so hübsch war; da sie sich aber nicht fügen wollte, so muß sie nun die niedrigsten Arbeiten im Hause verrichten, und kömmt daher gar nicht mehr zum Vorschein; denn die Tochter, die ihr spinnefeind ist, sieht freilich ein, daß sie von ihr verdunkelt werden würde.

Sie

Sie fügt ihr alles mögliche Herzeleid zu, und macht ihr beim Vater unaufhörlich Verdruß, der sie daher oft mit Schlägen mißhandelt, und seine Frau dazu, wenn sie etwa die Parthei ihrer Nichte nimmt.“

Das arme Mädchen! sagte ich. Wer sie doch aus ihrer Sklaverei erlösen könnte! — „Das würde schwer halten“ versetzte er: „es wollte sie einer heirathen, der sein gutes Auskommen hatte; aber die Sache wurde hintertrieben, und seitdem wird sie noch härter behandelt. Nicht einmal ins Kloster darf sie gehen, weil ihr schändlicher Vetter, der auch ihr Vormund ist, ein paar Mägde dabei erspart, und ihr nichts weiter, als das Bischen schlechte Kost zu geben braucht.“

Das ist abscheulich! rief ich aus. So ein herrliches Mädchen! Wie glücklich müßte ein braver Mann mit ihr seyn! — „Wer weiß!“ versetzte mein Freund. „Die Mädchen hier zu Lande sind meist nur aus Klugheit tugendhaft. Haben sie sich das Mindeste zu Schulden kommen lassen, und auf keine Mitgift zu rechnen, wie es doch bei den Meisten der Fall ist, so bekommen sie keine Männer. Als Weiber sind sie alsdann gemeiniglich desto ausschweifender. Ich hatte vor einiger Zeit ein bildschönes Mädchen zum Modell, welches mich allemal eine Zechine kostete. Sie kam nie ohne ihre Mutter, betrug sich äußerst sittsam, und stand in dem besten Ruf. Den Entschluß, einem Künstler in seiner Werkstatt als Modell zu dienen, nimmt man hier zu Lande einem armen Mädchen nicht

nicht übel, weil es sich dadurch eine kleine Mitgift erwerben kann. Als dieses Mädchen das letzte Mal von mir wegging, sagte ich scherzend zu ihr, sie möchte mich nun einmal ohne ihre Mutter besuchen. Sie nahm sich dabei, wie sich ein ehrbares Mädchen bei solchen Anträgen zu benehmen hat. Nach geraumer Zeit begegnete sie mir einmal. Sie blieb stehen, und sagte mir, sie sei nun seit vier Wochen verheirathet, und wolle mich itzt gern einmal besuchen, wenn sie mir auf irgend eine Art gefällig seyn könne." —

Man spricht zu viel von der Untreue und Sittenlosigkeit der dasigen Weiber, als daß dieser böse Ruf nicht zu großem Theil gegründet seyn sollte: aber es im Allgemeinen zu behaupten, wäre doch

wirklich

wirklich zu hart. Daß jenes bedauernswürdige liebe Mädchen nicht in diese Classe gehöre, davon war ich völlig überzeugt, und ich hätte mich kühn zu ihrem Vertheidiger aufgeworfen. So widrig mir auch ihre schändliche Muhme geworden war, so ging ich doch zuweilen hin zu dem jungen Manne, in der Hoffnung, das reizende Geschöpf wieder zu sehen. Nur ein einziges Mal glückte mir es, ihr auf der Treppe zu begegnen. Ich redete sie im Vorbeigehen höflich an, und sie antwortete mir mit einer so bescheidenen Anmuth, daß der Antheil, den ich an ihr nahm, dadurch nur noch lebhafter wurde.

Ich reisete darauf nach Neapel. Auf meiner Rückreise stellte sich mir ihr Bild mit allem Zauber ihrer Reize dar. Man

freut sich ja der wahren Schönheit in den Werken der Kunst: wie sollte man nicht an einer lebendigen Schönheit noch größeres Vergnügen empfinden, zumal wenn sie einer schönen Seele nur gleichsam zum Schleier dient. Und bei diesem holden Mädchen war sie dem reinen seelenvollen Ausdruck in der That nur untergeordnet. Aber nicht lange dauerte dieses angenehme Gefühl, das ihr Bild in mir erregte: ich dachte an die traurige Lage, in der sie sich befand, und mein Herz ward auf das theilnehmendste für sie erwärmt. Kaum konnte ich begreifen, wo dieses arme Mädchen unter solchen Mißhandlungen die Freundlichkeit eines Engels hernahm, wie ich sie beim zweiten Male bemerkt hatte. Ich fühlte, ich könnte alles für sie thun, um sie glücklich zu wissen. Will man diesen innigen

Antheil für Liebe erklären, so habe ich nichts dawider; nur halte man sie für keine solche Liebe, der es um Gegenliebe zu thun war. In Beziehung auf mich hatte ich mir das holde Mädchen noch gar nicht gedacht; denn warum sollte ich es läugnen, da der Wunsch, ein solches Geschöpf zu besitzen, jedem jungen Manne zum Ruhme gereichen muß? Was für Empfindungen in mir hätten entstehen können, wenn ich sie näher gekannt hätte, oder wenn ein gewisses Zusammentreffen von Umständen und Verhältnissen dazu gekommen wäre, das lasse ich dahin gestellt seyn. Genug, damals war meine Theilnahme die uneigennützigste Liebe von der Welt.

„Würde aber dieser Antheil so warm gewesen seyn, wenn das Mädchen nicht

so

so schön gewesen wäre?" O, auch diese Frage habe ich mir nachher oft gethan, und ich scheue mich nicht, sie mit Nein zu beantworten. Die Schönheit besticht das menschliche Herz immer zu ihrem Vortheil, so lange sie von keiner lasterhaften Seele geschändet wird. Aber hier war sie bloß das Gewand eines höhern unsichtbaren Reizes, welchen nur derjenige zu empfinden vermag, der Sinn dafür hat. Wäre sie minder liebenswürdig gewesen, so hätte sie keinen Eindruck auf mich gemacht; ich hätte dann nicht von ihr gesprochen, und ich würde weder von ihren Tugenden, noch von ihren beklagenswürdigen Verhältnissen etwas erfahren haben.

Das Mädchen muß gerettet werden! wiederholte ich mir von Zeit zu Zeit. Es

ist Pflicht, sie aus den Händen dieser Unmenschen zu reißen, wo ihre Unschuld, ihre Gesundheit, ihr Leben sogar in immerwährender Gefahr ist! Es ist Pflicht, ihr eine glücklichere Lage zu verschaffen, in welcher sie sich ihrer Tugend freuen, in welcher sie vielleicht die Früchte derselben einernten, und durch ihren reinen beseligenden Genuß noch immer vollkommener werden kann.

Dieser Entschluß stand fest, und wer vermag ihn zu tadeln? — Aber die Art und Weise, wie sie gerettet werden könne, lag in den flüchtigen und dunkeln Entwürfen noch unentwickelt. Nach allem, was ich erfahren hatte, schien es nicht wahrscheinlich, daß man sie gutwillig aus dem Hause lassen würde, da man sie selbst Gott vorenthielt. Von Seiten

ihres

ihres Oheims und Vormunds setzte sich der Eigennutz, von Seiten seiner Tochter der Neid entgegen, und beide standen in dem lasterhaftesten und hartnäckigsten Bunde mit einander. Ein Versuch, diesen natürlichen Weg einzuschlagen, war unter einer solchen Voraussetzung sogar gefährlich, weil dadurch auch die übrigen Mittel vereitelt werden konnten, und das Schicksal des armen Mädchens vielleicht noch erschwert wurde. Die Obrigkeit zu ihrem Vortheil zu gewinnen, schien mir in diesem Lande ein sehr unfruchtbarer Gedanke zu seyn. Waren Thatsachen mit unwiderlegbaren Beweisen vorhanden? Hatte ich irgend ein Recht, mich in diese Familiensache zu mischen? War ich nicht ein Fremder, der gänzlich unbekannt war? ja, der nicht einmal das Mädchen kannte, dessen

er sich mit so vieler Wärme annahm? Konnte man nicht einen leichten Liebeshandel dahinter vermuthen, den man nicht begünstigen zu dürfen glaubte? War das Mädchen, wenn man auch die harte Behandlung desselben für gegründet hielt, nicht immer noch besser in den Händen ihrer Verwandten aufgehoben, als in den Händen eines Ketzers, wo Leib und Seele verdorben werden konnten? Und würden sich die Verwandten nicht auch zu rechtfertigen gewußt haben? Gesetzt aber auch, die Obrigkeit hätte sich des armen Mädchens angenommen: war dann nicht das Klostergelübde die einzige Hülfe, die man ihr bieten würde? Und konnte mir wohl der Gedanke beikommen, ihr bloß zu einer solchen Freistätte zu verhelfen?

Es blieb mir also nichts übrig, als das Mädchen ihrem Kerker im Geheim und mit List zu entreißen. Wo sie dann hin sollte, machte mich weiter nicht verlegen, denn ich konnte auf eine Dame rechnen, die sie willig in ihren Schutz genommen hätte, und in meinem Eifer hätte ich wohl noch zwanzig andere Zufluchtsörter für sie gefunden. Aber wie dieß zu bewerkstelligen sei, war freilich keine leichte Frage. Ohne Einwilligung des Mädchens, wäre an sich selbst ein sehr lächerlicher Einfall, und den Umständen nach auch unausführbar gewesen. Sie mußte also nothwendig dieses Rettungsmittel selbst ergreifen wollen. Aber dagegen regten sich nicht weniger Bedenklichkeiten. Das Mädchen kannte mich nicht, und wie hätte sie Gelegenheit gefunden, mich näher kennen zu lernen. Konnte sie wohl

unter solchen Umständen sich mir anvertrauen? War nicht diese ungewöhnliche Theilnahme vielleicht einer unedlen Absicht zuzuschreiben der sie sich nicht preis geben durfte? Mußte nicht selbst die Furcht vor den Folgen eines solchen Schritts sie zurückhalten? Ein tugendhaftes Gemüthe scheut auch den Schein einer fehlerhaften Handlung, um wie viel mehr dann, wenn es der Tugend damit wirklich zu nahe zu treten glaubt. Bisher war das Bewußtseyn ihrer Unschuld, die Reinheit ihres Herzens, ihr einziges Gut, ihr einziger Trost gewesen: konnte sie es wohl wagen, auch die Ruhe ihres Herzens aufs Spiel zu setzen?

Das alles kreuzte sich in meinem Kopfe nicht wenig durch einander. Ich hätte viel darum gegeben, wenn der

junge

junge Maler das Mädchen statt ihrer schändlichen Muhme geliebt hätte: dann wären diese Schwierigkeiten freilich gehoben gewesen. Aber unter solchen Umständen durfte er nicht einmal darum wissen. Indessen ließ sich doch kein anderer Ausweg denken. Übrigens war es ja noch nicht ausgemacht, daß sie in mein redliches Anerbieten Mißtrauen setzen würde. Es kam mir nun wieder so natürlich vor, daß sie die Hand, die man ihr so uneigennützig darreichte, ergreifen würde. Auf jeden Fall hatte ich dann wenigstens meine Pflicht gethan.

Auf einmal fiel mir ein, daß ich vielleicht in dem nämlichen Hause ein Zimmer bekommen könnte. Dieser Gedanke machte mir nicht geringe Freude, und schlug alle Zweifel in die Flucht. Aber

bald stellten sich mir neue Schwierigkeiten von Erheblichkeit dar. Wird es dir wohl zeitig glücken, dacht' ich, das Mädchen zuweilen allein zu sehen, da ihre bösartige Muhme sie vor Jedermann zu verbergen sucht? Und ist nicht eine nähere Bekanntschaft mit ihr erforderlich, ehe du es wagen darfst, ihr einen Antrag zu ihrer Rettung zu machen? Die Zeit, die du noch in Rom verweilen kannst, ist so kurz! Und die Gelegenheit zu Ausführung deines Vorhabens abzuwarten, ist dir bei deinen Verhältnissen schlechterdings unmöglich.

Die frohe Empfindung, die jener Gedanke in mir erregt hatte, war durch diese Betrachtungen ziemlich wieder verscheucht worden; indessen blieb ich doch bei dem Entschlusse, in das Haus zu ziehen,

hen, um wenigstens den Wünschen meines Herzens so viel als möglich Gnüge zu leisten. Allein es konnte nicht fehlen, daß sich mir nun, in dem unruhigen Gedränge, worin ich mich befand, immer mehrere Bedenklichkeiten in den Weg stellten, worunter einige auf mich selbst Beziehung hatten. Was wird die Welt dazu sagen, sprach ich zu mir selbst, wenn die Geschichte bekannt werden sollte? Möchtest du wohl als ein Mädchenräuber erscheinen? Und dieß würde doch der Fall seyn, wenn du im Hause gewohnt hättest. Du hast zu viel Bekannte hier, als daß die Sache verschwiegen bleiben könnte. Gewiß würde das Gerücht von deiner Entführung mit allerhand romantischen Zusätzen bis zum Orte deines Aufenthalts hindurch dringen, und deinem guten Namen schaden;

den; denn wer würde dir glauben, daß du es aus einer reinen guten Absicht gethan habest. Die Welt ist ohnedieß nicht geneigt, das Beste von einer Sache zu denken; und bei deinen Verhältnissen, auf welche du doch in aller Absicht so ernstliche Rücksichten zu nehmen hast, darf es dir keinesweges gleichgültig seyn, in einem nachtheiligen, oder auch nur in einem lächerlichen Lichte zu erscheinen. — Der Gedanke in das Haus zu ziehen, war so gut als aufgegeben.

Die vorigen Schwierigkeiten traten nun mit aller Macht wieder auf. — Und liefe ich nicht auch Gefahr entdeckt zu werden, wenn ich nicht im Hause wohnte? Mußte es nicht überall auffallen, einen jungen Ausländer mit einer schönen

Röme-

Römerin so eilfertig reisen zu sehen, wie es doch gewiß der Fall geworden wäre. Wenn ich nun angehalten würde?

Hier stellte sich mir eine neue Betrachtung in den Weg, welche das Spiel meiner Phantasie ziemlich in Verwirrung brachte. Kann man dich, fing ich nun an zu überlegen, einer guten That wegen gefänglich einziehen und wohl gar bestrafen, so muß sie es doch nicht ganz seyn. Ich unterschied nun allerdings meine Absicht von der That selbst. Jene war und blieb gut; diese aber erschien mir nun freilich, der Art und Weise wegen, strafbar, weil sie unerlaubt und gesetzwidrig war. Es ist wohl keine Tochter, die du ihren Aeltern entführst, sagte ich mir zwar zu einiger Entschuldigung; aber die Handlung bleibt immer unrecht,

theils

theils weil das Mädchen noch keinen gesetzlich freien Willen hat, theils auch, weil du die That nicht anders als heimlich begehen kannst. Und so wäre sie, in so fern man die Gesetze der gesellschaftlichen Verbindung ehren muß, wohl gar pflichtwidrig? — Es war für mich eine sonderbare Überraschung, daß sich Pflichten einander so entgegen seyn könnten.

Zwar nicht kaltblütiger, aber doch gelassener überdachte ich nun die Folgen, die ein solcher Schritt haben könnte. Ich vergaß dabei aller Rücksichten, die in Ansehung meiner Statt fanden, und blieb bloß bei dem Gedanken stehen, wie ungleich härter das Schicksal des armen Mädchens erst dann werden würde, wenn sie nicht in völlige Sicherheit zu bringen wäre. So leicht uns gewöhnlich

lich die erhitzte Einbildungskraft alle Schwierigkeiten übersteigen hilft, so ernsthaft stellt sie uns die Beurtheilungskraft von allen Seiten dar. Wie aber dann, sprach ich bei mir selbst, wenn es nun wirklich gelänge, und das Mädchen in Verhältnisse käme, wo die Blüte ihrer Unschuld von dem giftigen Hauche der Schmeichelei versengt würde? Wie dann, wenn sie bei ihrer Unerfahrenheit getäuscht, und noch unglücklicher werden könnte, als sie gegenwärtig ist? — Dieß war ein sehr möglicher Fall; und nun fiel mir erst ein, daß sie in dem Hause der Dame, wohin ich sie zu bringen gedachte, ungeachtet dieselbe den reinsten Sitten huldigte, so mancher andern Verhältnisse wegen, gerade nicht am besten aufgehoben wäre. So leicht es mir anfangs auch geschienen hatte, ihr noch au-

ßerdem da oder dort ein gutes und schickliches Unterkommen zu verschaffen; so fanden sich doch, als es ernstlicher damit werden sollte, immer neue Bedenklichkeiten. Ja, sprach ich zu mir selbst, wenn du sie unter deiner eignen Obhut behalten dürftest, bis du in Ansehung deiner That völlig beruhigt seyn könntest! Aber das darf ja nun einmal nicht seyn. Und sie aufs Gerathewohl hinweg zu führen, oder sie ganz ihrem Schicksale zu überlassen, wäre doch sehr übereilt von dir gehandelt. Könnte dann wohl das Bewußtseyn deiner That etwas beruhigendes für dich haben? — Ich sah nun freilich ein, was aus der Unrechtmäßigkeit der Handlung für meine Gemüthsruhe erfolgen konnte. Hätte ich der armen Bedrängten durch irgend einen erlaubten Weg ein glückliches Schicksal

verschaffen können, so war dem Mädchen geholfen, und ich hatte für meine Ruhe unter keinen Umständen zu fürchten; denn die Handlung war nach pflichtgemäßer Überzeugung für die Gegenwart berechnet.

Bei allen diesen Überlegungen war freilich das liebenswürdige Mädchen nicht zum Besten dran: denn sie blieb vor der Hand in ihrer traurigen Lage. Waren aber die Einwürfe, die ich mir gemacht hatte, auch wirklich gegründet? Waren die Bedenklichkeiten nicht zu weit getrieben? Wer von beiden hatte Recht, das warme Herz, oder die kalte Vernunft? Gewiß, sprach ich bei mir selbst, hat die Wärme des Herzens mehr gute und große Handlungen zur Reife gebracht, als die Kälte der Vernunft es je vermag. —

Welche

Welche von diesen widerstreitenden Partheien die Oberhand verdiene, blieb mir noch immer eine Gewissensfrage. Vielleicht, dacht' ich, findest du in Rom ein Hülfsmittel sie beide zu vereinigen, das dir itzt nicht beifallen kann, weil du doch bisher alles nur vom Hörensagen hast. Vielleicht ist die Lage des Mädchens nicht ganz so schlimm, als sie dir geschildert worden ist. Vielleicht ist auch schon itzt eine hülfreiche Hand, die durch stärkere Befugniß geleitet wird, zu ihrer Rettung bereit: denn es ist doch kaum glaublich, daß ein solches Mädchen nicht einem einzigen Menschen um sich her eine edle Neigung und mit ihr den Wunsch, sie glücklicher zu machen, einflößen sollte. Wer weiß, fiel mir ein, ob nicht der Mann, der sie zur Gattin begehrte, auch itzt noch auf ihren Besitz rechnet, und

vielleicht

vielleicht könnte durch ihn ihre Rettung am allersichersten befördert werden. — Die Hauptsache lag mir immer noch sehr warm am Herzen; so geradehin konnte ich also den gefaßten Vorsatz schlechterdings nicht aufgeben. Nur wußte ich freilich nicht, wie er ins Werk gesetzt werden sollte. Die Sache stand so, als wenn ich die eintretenden Schwierigkeiten und Hindernisse noch gar nicht gehörig gegen einander abgewogen hätte; und in dieser ungewissen Stimmung kam ich nach Rom.

Gleich am andern Morgen begab ich mich in die wohlbekannte Wohnung des jungen Malers. Ich klopfte an, und da er mir nicht zurief, klingelte ich an der Thüre, fand sie offen und trat hinein. Aber wie verwundert war ich, als

ich ihn, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, mitten in der Stube auf seinem Koffer sitzend fand, und alle seine übrigen Habseligkeiten zerstreut um ihn herum liegen sah. Auf meine Anrede fuhr er in die Höhe, und ich erschrack über sein vom Schmerz entstelltes und in Thränen schwimmendes Gesicht. Was ist Ihnen? fragte ich ihn bestürzt: aber er vermochte nicht mir zu antworten, und fing noch heftiger an zu weinen. Nun ist alles vorbei, sprach er nach einer Weile; auch mit meiner Kunst, und hoffentlich mit mir selbst. Ich versuchte ihn zu trösten; aber er mochte nichts davon hören. Sie sind in einem gewalti= Irrthum, hob er an, und, wollte Gott! ich wär' es auch. Hören Sie mir zu, fuhr er fort, und dann sagen Sie, ob Sie mich zu trösten vermögen.

„Sie

„Sie haben eines Morgens das himmlische Mädchen gesehen — ach! ich werde kaum die Kraft haben, es Ihnen zu erzählen. Ich war schon von ihren Reizen bezaubert, ehe ich noch in dieses Haus zog, aber ich ließ es mir gegen Niemanden, nicht einmal gegen sie selbst merken, weil ich wußte, wie viel sie von ihren Verwandten dulden mußte. Ich kam öfter, hatte das Unglück, der Tochter vom Hause zu gefallen, und mußte freundlich gegen sie thun, um meine wahre Absicht zu verbergen. Man trug mir endlich diese Wohnung an. Der Vater äußerte mir deutlich genug, daß ich ein willkommener Schwiegersohn seyn würde, und die Tochter erklärte mir sehr bald, sie habe eine so große Neigung zu mir gefaßt, daß sie keinen Andern als mich zum Manne haben möge. So

peinlich

peinlich mir dieß alles war, so mußte ich doch freundlich gegen sie bleiben, um mich nicht zu verrathen; doch habe ich nie das Mindeste geäußert, was ihr von meiner Seite hätte Hoffnung machen können. Ich stellte ihr vor, wie wenig ich itzt noch im Stande sei, zu heirathen; aber darauf achtete sie wenig, und beschuldigte mich oft der Kälte, wenn ich ihre Liebkosungen bloß mit Freundlichkeit erwiederte. Sie kam oft noch spät des Abends in sehr verführerischer Kleidung zu mir aufs Zimmer, um mich durch ihre Reize desto sicherer zu fangen; und in der That konnte mich nur die reine Liebe jenes Engels wider solche Versuchungen schützen.“

Hier versank er wieder in Wehmuth, und vermochte kaum seinen Thränen Ein-

halt zu thun. Ich war äußerst betroffen darüber, und zwischen Erstaunen und banger Ahnung getheilt. Endlich fuhr er wieder fort.

„Um meine Absicht ungehindert zu erreichen, und mein Geheimniß vor der ganzen Welt zu verbergen, zog ich mich von allen meinen Bekannten zurück, und that nicht das geringste, die allgemeine Vermuthung zu widerlegen, daß ich in die Tochter meines Wirths verliebt sei. Auch im Hause nützte sie mir viel, und dieß war mir am erwünschtesten. Es währte geraume Zeit, ehe ich das liebenswürdige Mädchen zu sehen bekam. Endlich erschien sie zuweilen, um die gröberen Arbeiten der Aufwartung bei mir zu verrichten; aber im Anfange ward sie oft von ihrer eifersüchti-

gen Muhme überrascht, bis sich diese nach und nach sicherer glaubte. Die ersten Male, als ich dieses reizende Geschöpf auf meinem Zimmer sah, beobachtete ich sie bloß in der Stille. Endlich nahm ich sie einmal gerührt bei der Hand, und sagte nichts als die Worte zu ihr: Ach! wenn du wüßtest, wie sehr du mich dauerst, armes Mädchen! Sie lächelte mich mit einer Art von Dankbarkeit an, und mitten in diesem Lächeln träufelten einige Thränen, ohne daß sie sollten, mir auf die Hand. Es war, als wenn wir uns seitdem einander näher wären, obschon beinahe einige Wochen vergingen, ohne daß wir ein anderes Gespräch mit einander hatten, als was unsere sich von ohngefähr begegnende Blicke unterhielten. Aber es zeigte sich bald, daß wir uns verstanden hatten.

Als wir uns eines Morgens einige Augenblicke sicher wußten, faßte ich sie mit Wärme bei der Hand. Traue mir, sprach ich bittend, und lasse dich durch nichts irre machen. Deinetwegen bewohne ich diese Hölle: o möchte mich dein Herz zu deiner Rettung wählen! Seit ich dich sah, habe ich keinen andern Wunsch auf der Welt als dich! Sie schlug die Augen nieder, und immer röther wurden ihre Wangen, und immer schneller hob sich ihr verhüllter Busen. Sprich, hältst du mich für gut? sagte ich ihr nach einer Weile. O Gott! erwiederte sie gerührt, wie könnt' ich wohl anders! Ihre Augen flossen über, und es ward mir schwer, sie selbst zu erinnern, daß wir überrascht werden könnten. Sie ging, und mir war so leicht, so wohl im Herzen, als wenn ich im Himmel wäre. So nützte ich allmählig

mählig jede Minute, um sie von meiner redlichen Liebe zu überzeugen, und das holde Mädchen zögerte nicht, mich in ihr fühlendes Herz blicken zu lassen. Behutsamkeit blieb jedoch unsere Losung, und nur selten konnten wir uns sehen, oder uns einige Worte zuflüstern.“

„Allein die teuflische Eifersucht hatte dennoch Argwohn erlauert. Eines Nachmittags waren Vater und Tochter ausgegangen. Ich wußte mein gutes Mädchen in meiner Nähe beschäftiget, und sehnte mich nach einer vertrauten Herzensergießung. Leise schlich ich zur Kammer, wo sie war, und forschte zuvor behutsam durch eine Spalte, ob sie allein wäre. Gott! welch ein heiliges Gemälde sah ich da! Wenn ich je wieder malen kann, so ist es diese betende Stel-

lung, dieses reine anbetende Gesicht, dieses voll Vertrauen gen Himmel gerichtete Auge — oder ich male nie wieder.“

„Ich hatte erst nicht den Muth sie zu stören; aber endlich räusperte ich mich, denn die Zeit war kostbar. Sie stand plötzlich auf, und ich öffnete die Thüre. Ich habe dich beten sehen, holder Engel, sagte ich, und nahm sie in meine Arme. Züchtig und erröthend duldete sie mein Umfassen und den Kuß, den ich ihr gab. Er sei das Pfand meiner ewigen Treue! sprach ich: giebst du mir wohl ein Pfand der deinigen? — Sie gab mir den Kuß zurück, und legte dann den Kopf auf meine Schulter. O nie, nie kann ich vergessen, wie traut, wie demüthig-sanft sich das himmlische Geschöpf dabei nahm. Ich bat sie, noch ein Weilchen zu dulden,

und gelobte ihr eine so baldige Rettung, als ich nur immer zu bewirken vermöchte, wenn auch der ganze Gewinn meiner Kunst dabei scheitern sollte. Bald, bald werden wir uns froher und inniger umarmen, rief ich freudig aus — und in diesem Augenblick erschallte ein lautes Gelächter vor der Thüre, das uns hastig aus einander scheuchte. Es war das erzwungene Lachen eines Teufels, der das Gefühl seines Elends in jubelnder Rachsucht erstickt; und die Stimme war nicht zu verkennen. Mein holdes Mädchen rang die Hände und ich befand mich ihretwegen in der peinlichsten Unruhe. Endlich faßte ich mir ein Herz, und ging hinaus; aber die Unholdin war nicht mehr zu sehen. Ich begab mich auf mein Zimmer und war in bestürzter Erwartung; aber es erfolgte nichts weiter darauf.

rauf. Am andern Morgen ging ich aus, und traf gerade auf die schändliche Dirne, die geschwind mit der einen Hand in die Tasche fuhr, und mich mit einer Art von höhnischem Lachen begrüßte. Sie ließ sich den ganzen Tag nicht bei mir sehen; aber den Morgen drauf drang sie mit Ungestüm zu mir herein und verkündigte mir mit scheinbarer Bestürzung, daß man ihre Muhme todt im Bette gefunden habe. Der schnelle Schrecken überwältigte mich so sehr, daß ich auf einmal alles Bewußtseyn verlor, und nicht eher wieder zu mir selbst kam, als bis ich mich ganz allein sah. Ach! was empfand ich da erst, als die gewaltige Last des Schmerzes durch die zerschmetterten Sinne nun ganz auf mein Innres sank. Ich litt unaussprechlich; zuweilen war ich wie vernichtet; dann überfiel mich

ein Grausen, und Abscheu trat einige Augenblicke an die Stelle des Schmerzes. Sie ist vergiftet! dieser Engel vergiftet! Wie kann das anders seyn? Sie blühete wie eine frische aufgebrochene Rose: nur teuflische Gewalt riß sie ab! Doch hinweg mit dieser schrecklichen Gewißheit! O wie streb' ich seitdem meiner Einbildungskraft die Flügel zu lähmen, um nichts weiter als meinen Schmerz zu fühlen!"

Der arme junge Mann war untröstlich, und ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich mit ihm litt. Einige Tage war er in eine dumpfe Schwermuth versunken und in gänzlicher Unthätigkeit geblieben. Auf einmal hatte er den Entschluß gefaßt, das fürchterliche Haus zu verlassen; und so fand ich ihn

ihn unter seinen zusammengepackten Sachen auf seinem Koffer sitzend, wie er dem traurigen Aufenthalte, der sonst seine ganze Glückseligkeit umschlossen hatte, herbe Abschiedsthränen weinte.

Er war unentschlossen, was er anfangen sollte. Ich bewog ihn, eine Zeitlang nach Neapel zu gehen, und er ließ sich wie ein Kind leiten. Nach einigen Tagen entdeckte ich ihm, was ich für seine Geliebte zu thun gesonnen gewesen sei, und wie wenig ich mit mir selbst darüber hätte einig werden können. Er fiel mir um den Hals und dankte mir mit einem Feuer, als hätte ich sie wirklich für ihn gerettet. Nach und nach erzählte er mir von seinen Entwürfen sie zu befreien, und ich sah ein, daß die Liebe scharfsinniger gewesen war, als meine

Klugheit, selbst bei der gewissenhaftesten Überlegung. Ich hatte nicht daran gedacht, daß ihr geiziger Vormund und Vetter mir sie gegen Erlassung ihrer unbedeutenden Ansprüche und einer unerheblichen Summe schöner Zechinen sehr gern überlassen haben würde; ein Weg, auf dem jedoch mein unglücklicher junger Freund, der eifersüchtigen Tochter wegen, nur vergeblich, zu seinem Zweck zu gelangen, versucht haben würde.

Die angelegentliche Frage, die mein Herz oder vielmehr meine Vernunft, bis zu näherer Prüfung der Umstände, unentschieden gelassen hatte, war schrecklich gelöset. Das Schicksal war auf eine fürchterliche Art dazwischen getreten, und meine Vernunft war davon so erschüttert wie mein Herz. Dessen ungeachtet

glaubte

glaubte ich mir über die Bedenklichkeiten, wie sie in meiner Gedankengeschichte von selbst aufgetreten waren, keinen Vorwurf machen zu dürfen: denn wahr bleibt es doch gewiß, daß es für unsere Ruhe sowohl, wie für wahre Pflichterfüllung ein mißliches Ding ist, unserm Herzen unbedingt zu folgen, und daß wir, auch bei den besten Absichten, unsere Bewegungsgründe und Befugnisse, so wie Mittel und Wege, nicht kaltblütig und vorsichtig genug erörtern können.

Die glückliche Rettung.

Die glückliche Rettung.

Es ist ein wunderliches Ding um den Spleen eines Engländers; eine wahre tragikomische Situation für einen ruhigen Beobachter, dessen Auge weder von Nebel noch Kohlendampf verhindert wird, die Dinge dieser Welt in ihrem natürlichen Colorit zu sehen. Folgende Geschichte diene jedem zum Beispiele, er mag nun seine gesunden Augen dazu brauchen können, oder sich einer Brille bedienen.

Sir

Sir Wolsey, den die Natur in nichts vernachlässiget hatte, war einige Tage vorher zu seiner Volljährigkeit gelangt, als er in den Besitz eines sehr großen Vermögens gesetzt wurde. Er war gegen diesen Vortheil nicht unempfindlich, und beschäftigte sich sogleich damit, wie er ihn benützen wollte. Reisen, dachte er, ist das sicherste Mittel, seines Geldes froh zu werden, und nebenbei nützt es doch zu Belehrungen und Erfahrungen, die in der Folge zu Statten kommen. Du mußt also reisen, sprach er, und itzt hängt es ja nur von dir ab, deinen lang gehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen. — Die nöthigen Einrichtungen wurden bald gemacht, ein alter treuer Beamter seines Vaters mit einem Gnadengehalt entlassen, und einem andern, der sich in die Neigungen des jungen

Herrn

Herrn besser zu schmiegen wußte, die Verwaltung seines Vermögens übertragen.

Ganz natürlich ging der gerade Weg nach Paris, wo sich bald eine Schaar von Landsleuten, die aus gleichen Absichten reiseten, um ihn her gesellte. Auch drängten sich bald hungrige Marquis an ihn an, die der englischen Küche, der englischen Freiheit und den englischen Sitten so schmeichelhafte Lobreden hielten, daß er sich in kurzem, ohne große Aufmunterung, von einem ansehnlichen Hofstaat umgeben sah, der seine Tafel und einen großen Theil seiner Vergnügungen mit ihm theilte.

Unter seinen Landsleuten waren wenige, die sich in Ansehung der großen Einkünfte, so er besaß, mit ihm messen

konnten; und doch hatte sich fast jeder in weibliche Verbindungen eingelassen, die mitunter die beträchtlichsten Summen der öftern Wechselbriefe so schnell verschlangen, als die Cisternen Venedigs die nachdrücklichsten Decemberregen. Sir Wolsey war nichts weniger als gesonnen, seinem Vaterlande Schande zu machen; aber so viel er auch auf seine Landsmannschaft hielt, so schien es ihm doch rathsamer, in einer so wichtigen Angelegenheit sich lieber von seinen dienstfertigen Pariser Tischfreunden leiten zu lassen, theils weil sie besseren Bescheid wissen mußten als Fremdlinge, theils weil sie ihm nicht so leicht ins Gehege zu kommen schienen. Diesen fehlte es auch wirklich weder an Kundschaft, noch an Bereitwilligkeit, ihm in einer so ehrenhaften Angelegenheit an die Hand zu gehen.

Als er eines Abends in der Oper war, und er die Sängerinnen und Tänzerinnen sorgfältig musterte, fiel ihm unter den letztern eine schöne schlanke Figur auf, die mit vielen Reizen die lockendsten Annehmlichkeiten verband. Der Marquis von S. belauschte seine Blicke und bemerkte, daß sie mit Wohlgefallen an der schwebenden Sirene hingen. Ja, wenn diese noch frei wäre, zischelte er ihm ins Ohr. Sie gehört aber schon einem alten Generalpachter, der große Summen auf sie verwendet. Einem alten Generalpachter? sagte Wolsey, und wäre sie ihm nicht zu entreißen? — Durch das Übergewicht der englischen Pfunde über die französischen, erwiederte der Marquis, warum das nicht?

Sir Wolsey wußte, daß er reich war, und er wollte keinem Generalpachter nachstehen. Der Marquis erbot sich zum Unterhändler, und erhielt Vollmacht den Handel zu schließen, der ihm in den Augen seiner Landsleute, seiner Meinung nach, nicht wenig Ehre machen würde. Ehe eine Woche verging, legte Wolsey seinen ersten Besuch ab, und ein goldener Frühregen schmolz das Herz der reizenden Sirene so weich, daß sie sich ihm, wie es schien, aus Neigung ergab.

Wolsey nahm die Glückwünsche seiner Gesellschafter auf eine Art an, die zur Gnüge verrieth, wie viel er sich auf seine Eroberung zu Gute thue, und wußte sich gegen seine Landsleute nicht wenig damit. Überhaupt schien er sich

in der Rolle, die er spielte, zu gefallen, und überließ sich allen Zerstreuungen und Ausschweifungen, zu denen er fortgerissen wurde, und worunter das Spiel keinesweges unter die unbedeutendsten gehörte.

So groß auch seine Einkünfte waren, so konnten sie doch zu seinem ungeheuren Aufwande nicht hinreichen: da aber sein bereitwilliger Geschäftsmann ihm einen Wechsel nach dem andern übermachte, so überhob er sich der Mühe nachzurechnen, und sah folglich nicht, daß sich seine Einkünfte ziemlich vermindern mußten. Sir Wolsey ward von allen Seiten betrogen, und erst nach anderthalb Jahren machte er die Entdeckung, daß der nämliche Marquis, der den Vertrag mit seiner schönen Tänzerin bewerkstelligte, sich auf alle Art in diesen Contract mit einbedungen hatte.

Seine Vorwürfe versperrten ihm die Thüre seiner Gebieterin, und der Marquis ward unsichtbar. Vor Zorn und Aerger entschloß er sich sogleich, Paris zu verlassen und nach Italien zu gehen.

Venedig war der erste Ort, der ihn auf längere Zeit anzog. Sowohl die gesellschaftlichen Zirkel als die dasigen Mummereien behagten ihm. Die Spielsucht herrschte hier noch mächtiger als in Paris, und statt seinem großen Verluste, wie er wähnte, wieder beizukommen, verlor er nur noch größere Summen. Er hatte neue Liebeshändel angefangen, die er nicht umsonst hatte, und nach einiger Zeit sah er sich so verstrickt, daß er Venedig heimlich verlassen mußte — ohne klüger geworden zu seyn. Er durchkreuzte Italien und Deutschland, und

fand überall Gelegenheit, mehr Geld anzubringen, als er zu verzehren hatte.

Nach einer vierjährigen Abwesenheit erhielt er von seiner Schwester die ernsthaftesten Berichte von der großen Verschuldung seiner Güther, deren Hälfte kaum zu ihrer Tilgung hinreichte. Wolsey erwachte wie aus einem tiefen Schlafe und eilte nach England. Hier fand er seinen dienstfertigen Geschäftsmann auf der Liste seiner Gläubiger; und dieser hatte seine Einrichtungen so klug getroffen, daß er und seine Forderungen unter dem förmlichen Schutze der Gesetze standen. Sir Wolsey zog einen geschickten Rechtsgelehrten zu Rathe; aber dieser fand, daß nichts weiter zu thun sei, als zu bezahlen und seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Er mußte sich also ent-

entschließen, zwei seiner Güter zu verkaufen; und von seinem großen Vermögen blieben ihm nicht mehr, als viertausend Pfund jährlicher Einkünfte übrig.

So ansehnlich auch ein solches Einkommen noch immer war, um bei einem vernünftigen Lebenswandel glücklich zu seyn, so konnte es doch nicht fehlen, daß Sir Wolsey sich so gut als verarmt ansah. Er hatte freilich darauf gerechnet, in London eine große Rolle zu spielen, und so vielen Hang er auch noch dazu hatte, so fühlte er doch, daß seine Einkünfte ihn nicht zu befriedigen vermochten. Dessen ungeachtet that er sein Möglichstes, reicher zu scheinen als er war; und in kurzem sah er, daß seine Renten sich abermals um tausend Pfund vermindert hatten, wozu der ehrgeizige

aber fehlgeschlagene Wunsch, zum Parlamentsgliede gewählt zu werden, keine der unbeträchtlichsten Ursachen gewesen war.

Was war natürlicher, als daß alles dieß, verbunden mit einigen Demüthigungen, die er hatte erfahren müssen, einen finstern Spleen in ihm veranlaßte. Er hatte bloß das Gaukelspiel der Hoffarth und des Wohllebens kennen gelernt; das wahre Glück des Lebens war ihm so fremd, daß er nicht einmal etwas davon ahnete. Unwillig blickte er auf seinen Zustand zurück, aber nicht unwillig auf sich selbst; denn es fiel ihm nicht ein, sich auch nur einen kleinen Theil von Schuld beizumessen. Er starrte vor sich hin, sah sich überall betrogen, von Freunden und Weibern, von Fremden und Beamten, blickte auf den Überrest seines Ver-

Vermögens so kalt hin, als wenn es der letzte Nothpfennig wäre, und scheiterte vollends ganz an den Klippen seines Ehrgeizes. Was bleibt nun wohl einem wackern Engländer in einer so verzweifelten Lage weiter übrig, als sich getrost in die Themse zu stürzen, oder ein Pistol vor den Kopf zu schießen, oder sich mit einem Scheermesser die Kehle abzuschneiden? Wirklich beschloß auch Sir Wolsey, seine dummen Streiche mit dem dümmsten von allen zu krönen.

Da jedoch ein solcher Schritt billig das Ansehen haben muß, als wenn er mit reiflicher Überlegung geschähe, so brachte er vorher seine Angelegenheiten in eine solche Ordnung, in welcher sie sich vorher nie befunden hatten, und gab seiner Schwester, die auf einem reizenden

den Landguthe, was ihm übrig geblieben war, ziemlich einsam lebte, von seinem Entschlusse und von seinen Verfügungen Nachricht.

Es war gerade an einem schönen Frühlingsmorgen im Monat Mai, als er seines Lebens schwere Bürde mit einem Male abzuschütteln gedachte. Ein Paar scharfgeladene Pistolen, die er in seine Tasche steckte, sollten ihm an den Ufern der Themse diesen Dienst leisten, und dann wollte er sich vollends in den Fluß stürzen, um seiner Sache gewiß zu seyn. Er stellte sich gegen seine Bedienten sehr aufgeräumt, damit sie nicht etwa eine Ahnung bekämen, und so ging er aus, um sich außerhalb der Stadt einen schicklichen Platz zu suchen.

Indem

Indem seine Augen so umherschweifen, sah er in vollem Rennen einen Wagen herbei eilen, der seine Aufmerksamkeit dergestalt anzog, als wenn Jemand seinen Vorsatz errathen hätte, und der Ausführung desselben zuvorkommen wollte. Kaum aber war der Wagen ihm nahe, als er vor seinen Augen umstürzte, und eine zarte weibliche Stimme ihn um Rettung anflehte. Sir Wolsey, dessen Entschlusse es keinen Eintrag zu thun schien, wenn er einem Frauenzimmer beistünde, was lieber gerettet seyn wolle als er, besann sich also nicht lange, und näherte sich dem Wagen. Retten Sie mich, schrie das Mädchen, aus den Händen dieses Räubers. Als Sir Wolsey sah, um was es eigentlich zu thun war, zog er ein Pistol aus der Tasche, und drohete sogleich dem Räuber, ihn in die Unter-

welt

welt zu schicken, wenn er nicht diesen Augenblick auf das Frauenzimmer Verzicht thäte und sich aus dem Staube machte. Dieser sah den Ernst seines Gegners, und da er unbewaffnet war, ließ er sich jenen guten Rath nicht zweimal geben, sondern schickte sich zum Laufen an, als wenn er damit eine Welt zu gewinnen hoffte.

Das junge Frauenzimmer dankte ihrem Erretter mit den lebhaftesten Empfindungen, und Sir Wolsey stand vor ihr da, ohne ihr ein Wort drauf zu erwiedern. Dieses machte sie in ihren Danksagungen und Ausdrücken noch ungezwungener und unbefangener. Sie ergriff seine Hand, sah ihn mit so vieler Unschuld ins Gesicht, und versicherte ihn mit so überzeugender Anmuth, seines

Schutzes nicht unwürdig zu seyn, daß er die Pistole mit der andern Hand langsam wieder in die Tasche steckte, und mit sich zu Rathe ging, was er zu thun habe, um sein gutes Werk nicht unvollendet zu lassen.

Das arme furchtsame Mädchen auf der Straße allein zu lassen, ließ sich doch auf keinen Fall thun; und seinen Vorsatz für dießmal aufzugeben, da seine Laune einmal so gut dazu gestimmt war, schien ihm auch nicht rathsam. Da er aber einsah, daß er das Mädchen nicht in Sicherheit bringen könne, wenn er diesen eher ausführte, so beschloß er, auch diese Angelegenheit noch ins Reine zu bringen, und dann jeder andern Störung Trotz zu bieten.

Der Miethwagen, in welchem Miß Jenny (so hieß das liebenswürdige Mädchen)

chen) entführt werden sollte, war zerbrochen; es blieb also nichts weiter übrig, als sich der natürlichsten Gelegenheit zu bedienen, um nach der Stadt zu gelangen, und dann zum weitern Fortkommen einen Lohnwagen zu nehmen. Sir Wolsey hatte zu viel Lebensart, als daß er seiner schönen Geretteten nicht hätte den Arm bieten sollen; und Miß Jenny streckte den ihrigen so getrost in den seinigen, als wenn er ihr Bruder gewesen wäre. Ihr sorgloses Zutrauen in seine Redlichkeit und eine kleine Musterung, die er mit ihren Reizen und der Annehmlichkeit ihres Wuchses anstellte, fingen an sein leeres Herz mit dem Schicksale des holden Mädchens zu beschäftigen. Er bat sie, ihm ihren Namen und die Geschichte ihrer Entführung mitzutheilen, und sie erzählte ihm mit rührender

Offen=

Offenheit, daß sie nach ihres Vaters Tode zu Margate von einer Tante erzogen worden, aber vor einigen Monaten zu ihrer Mutter, auf ihr Verlangen, nach London zurückgekehret sei, um ihr ihre Armuth durch weibliche Arbeiten erleichtern zu helfen; daß aber ihre unnatürliche Mutter sie an den nämlichen Herrn verhandelt habe, aus dessen Händen er sie gerettet, und daß es ihr schlechterdings unmöglich sei, zu ihrer Mutter zurückzukehren, weil sie bei ihr nur neuen Gefahren ausgesetzt seyn würde. Sie ersuchte ihn daher, seine Großmuth gegen sie noch so weit auszudehnen, daß er sie möchte unter sicherm Geleite wieder zu ihrer Tante nach Margate bringen lassen.

Sir Wolsey versprach, ihren Wunsch morgenden Tages zu erfüllen, und bat

sie,

sie, indessen sein Haus anzunehmen. Jenny empfand dabei nichts als Dankgefühl; und wo sollte sie hin, da sie nicht zu ihrer Mutter wollte? Unter diesen Gesprächen kamen sie unvermerkt nach London, und ein Lohnwagen brachte sie beide in Sir Wolsey's Wohnung. Hier wies er ihr einige Zimmer an, und empfahl sie seiner Wirthschafterin aufs beste. Die Bedienten hatten darüber ihre Kurzweil, und glaubten sich nun erklären zu können, warum ihr Herr diesen Morgen so früh und mit so sichtbarer Aufgeräumtheit ausgegangen sei, die sie schon seit einiger Zeit nicht mehr an ihm bemerkt hatten.

Sir Wolsey begab sich auf sein Zimmer, und ob er gleich recht gut wußte, daß er diesen Morgen in ganz anderer

Absicht

Absicht das Haus verlassen habe, als ein schönes junges Mädchen mit zurückzubringen, so dachte er doch vor der Hand nicht weiter an seinen unwiderruflichen Vorsatz, sondern sann nach, wie er sich überzeugen könne, ob alles, was Jenny gesagt, seine Richtigkeit habe, und ob sie wirklich so unschuldig als reizend sei; denn Männer seiner Art sind gewöhnlich geneigt, das ganze weibliche Geschlecht nach ihren unrühmlichen Erfahrungen zu beurtheilen. Seine Neugierde war ihm übrigens zu verzeihen, zumal da sie weiter keine Beziehung auf ihn selbst hatte: denn alsdann konnte er ja mit einer Gewißheit mehr desto beruhigter aus der Welt gehen.

Die Wirthschafterin ward daher veranlaßt, dem jungen Frauenzimmer ihre

Geheimnisse zu entlocken. Aber so freimüthig auch Jenny war, so gab sie doch dadurch nur neue Beweise von ihrer Unbefangenheit und Unschuld. Noch am nämlichen Tage ward ausgekundschaftet, daß sich in Ansehung ihrer Entführung alles so verhalte, wie sie erzählt hatte, daß ihre Mutter eine schändliche Kupplerin, Jenny aber ein höchst liebenswürdiges Mädchen von untadelhafter Aufführung sei.

So lauten freilich die Nachrichten von London, sagte Sir Wolsey bei sich selbst, wo sie nur erst seit einigen Monaten ist; allein in Margate — Hier besann er sich, daß einer seiner Freunde eben itzt nach Margate gegangen sei, um das Seebad zu gebrauchen. Er setzte sich sogleich an seinen Schreibetisch, bat

diesen Freund, sich in der Stille nach Jenny zu erkundigen, weil seine Schwester entschlossen sei, sie als Gesellschafterin zu sich zu nehmen, und schickte eilig einen Bedienten dahin ab, der befehligt wurde, die Antwort auf sein Landguth zu bringen.

Erst des Nachmittags gewann Sir Wolsey es über sich, seiner schönen Hausgenossin, in Gegenwart der Wirthschafterin, einen Besuch zu machen. Sie hatte sich von ihrem Schrecken erholt, und erschien ihm nun noch weit reizender als vorher. Jenny empfing ihn mit dankbarer Empfindung, und zeigte so viel Natur in ihrem ganzen Betragen, als wenn sie sich bewußt wäre, daß sie im Schoose der Sicherheit sei, und daß sie nun nie wieder etwas zu fürchten habe.

Nach einigen Gesprächen erwähnte sie auch seiner Gütigkeit, sie morgen ihrer Tante überliefern zu lassen, und bat sich nur noch seine Wirthschafterin zur Begleiterin aus. Allein Sir Wolsey war so artig, ihr zu sagen, er sei nicht gewohnt, etwas nur halb zu thun; er werde sie selbst ihrer Tante überliefern, um versichert zu seyn, daß sie keiner fernern Gefahr ausgesetzt wäre. Miß Jenny fand darin nichts als Edelmuth, und zeigte ihm, wie sehr sie den Werth derselben empfinde. Indessen habe ich eine Bitte, sagte Sir Wolsey, deren Erfüllung ich als den einzigen Dank annehme, den Sie mir etwa schuldig zu seyn glauben möchten, und diese ist, daß Sie mir erlauben, Sie vorher, auf einem kleinen Umwege meiner Schwester vorzustellen, die sich auf dem Lande befindet; alsdann

bleibt es gänzlich Ihrer Wahl anheim gestellt, ob ich in Gesellschaft meiner Schwester, oder diese allein, Sie wieder nach Margate bringen soll, oder ob Sie lieber sehen, daß Ihre Tante Sie selbst abhole.

Die dankbare Jenny glaubte einer solchen Bitte nichts als bescheidene Willfahrung entgegen setzen zu dürfen. Sir Wolsey verließ sie hierauf, zwischen Zweifeln und Regungen getheilt, von denen er selbst nicht wußte, was er denken sollte. Er hatte nicht den geringsten Plan, und doch handelte er so, als wenn er einen sehr angelegentlichen hätte. Die Wirthschafterin mußte sie auf die Probe stellen, wie sie einige Aeußerungen aufnehmen würde, als wenn es nur bei ihr stünde, unter gewissen Verhältnissen in Sir

Wolsey's Hause einen wünschenswerthen Aufenthalt zu finden.

Miß Jenny war sich mittlerweile allein überlassen gewesen, und hatte über ihre sonderbare Begebenheit nachgedacht. Sir Wolsey war die Hauptperson in diesem Gemälde. Er hatte sich so gütig gegen sie benommen, und doch so uneigennützig, und war dabei so ein angenehmer und liebenswürdiger Mann, daß es sehr natürlich war, wenn sie in ihren Betrachtungen mehr bei ihm, als bei ihrem Entführer verweilte. Sie hatte aber keine andere Ursache an ihn zu denken, als weil sie ihm Verbindlichkeiten schuldig war, und zu diesen bekannte sie sich gern.

Gerade in dieser Stimmung fand sie die Wirthschafterin. Sie benützte das

Lob, welches Miß Jenny über Sir Wolsey ergoß, und fing an, sich ihres Antrags mit aller Behutsamkeit zu entledigen. Aber sie hatte viele Mühe, ehe sie verstanden wurde. Jenny fuhr erschrocken zusammen, brach in Thränen aus, und bat die Wirthschafterin flehentlich, sie noch heute zu einer Bekannten zu bringen, die ihr Gelegenheit verschaffen möchte, sich morgen mit dem frühesten nach Margate zu retten. Als die Wirthschafterin wahrnahm, welchen Eindruck ein solches Gespräch auf sie machte, wendete sie alles an, die furchtsame Jenny wieder zu beruhigen; aber es glückte ihr damit nicht gleich und auch nicht ganz. Nein, hub endlich die Wirthschafterin an, so etwas haben Sie von Sir Wolsey nicht zu befürchten; er ist ein edler, rechtschaffener Mann, der Ihnen gewiß

Wort

Wort halten wird: ich scherzte bloß mit Ihnen, und ich würde es nicht gethan haben, wenn ich vorausgesehen hätte, daß Sie den Scherz für Ernst aufnehmen würden. Lassen Sie sich gegen Sir Wolsey ja nichts davon merken, sonst könnte ich vielleicht seine Wirthschafterin am längsten gewesen seyn.

Diese Reden vertilgten in Jenny's unschuldigem Herzen den gefaßten Argwohn, und es blieb ihr am andern Morgen nichts weiter davon übrig, als eine gewisse Schüchternheit gegen Sir Wolsey, die mit jedem Schritte nach dem Wagen zunahm. Sir Wolsey, der die Ursache davon wußte, war unzufrieden mit sich, daß er selbst ihre unbefangene Vertraulichkeit sich entzogen hatte. Indessen kleidete diese Schüchternheit ihre

Reize nicht weniger, und sie gewann dadurch in seinen Augen noch mehr. Er betrug sich mit aller möglichen Bescheidenheit gegen sie, und sah erst, daß er einen lebhaftern Antheil an ihr nähme, weil er ihn vor ihr zu verbergen suchte. Er that gleichgültig, und Jenny wurde wieder gesprächiger und offener.

So kamen sie auf dem Landguthe an. Miß Wolsey war über diesen Besuch aus mehr als einer Ursache nicht wenig verwundert. Kaum hatte ihr aber Sir Wolsey die Ursache desselben eröffnet, als sie die liebenswürdige Jenny in ihre Arme schloß, und ihr die gefälligste Theilnehmung bezeugte. Miß Wolsey war nicht so wohlgestaltet, als ihr Bruder, aber sie hatte ihren Verstand und ihr Herz gebildet, und durch beide war sie

sehr liebenswürdig. Jenny fühlte sich ganz zu ihr hingezogen, und Miß Wolsey nöthigte ihr das Versprechen ab, einige Tage bei ihr zuzubringen. Diese war scharfsichtig genug, in dem Benehmen ihres Bruders etwas zu finden, was ihr eine gute Vorbedeutung schien; denn sie hatte sich oft in der Stille über seine Ausschweifungen gegrämt, und sehnlichst gewünscht, daß er den Werth des häuslichen Glücks fühlen, und ein Mädchen liebgewinnen möchte, was ihm dasselbe als Gattin gewähren könnte. So bald es sich thun ließ, bat sie sich von ihrem Bruder über Jenny nähere Auskunft aus, und die Art, wie er sie ihr ertheilte, bestätigte sie in ihrer Muthmaßung. Sie ließ sich jedoch nichts davon merken, sondern war bemüht, in ihres Bruders Herzen den Keim der Liebe durch die Lo-

beser-

beserhebungen, die sie von Jenny's Reizen und Tugenden machte, vollends zu entwickeln, und auf der andern Seite Jenny auf die guten Anlagen, die ihr Bruder von Natur wirklich hatte, so wie auf sein Aeußerliches, aufmerksamer zu machen.

Da Jenny wahrnahm, daß ihr die Wirthschafterin eine unnöthige Angst eingejagt hatte, so hielt sie es für Pflicht, dem Sir Wolsey die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie zeigte ihm auf mancherlei Weise, daß sie ihn schätze, und wenn Sir Wolsey sie mit seiner Schwester allein ließ, damit diese sie desto besser ausforschen möchte, so konnte sie nicht umhin, nach Sir Wolsey zu fragen, und schien immer erfreut, wenn er zu ihrer Gesellschaft zurückkehrte.

Sir Wolsey war mit sich selbst uneins. Überall drang sich Jenny seiner Einbildungskraft auf. Er durchlief alle reizende Gegenden seines Landguthes, dem seine Schwester ihre ganze Aufmerksamkeit gewidmet hatte, und fand sie zum ersten Male so schön, weil er überall Jenny sah. Eigentlich hatte er noch nie geliebt, und edle Liebe mußte ihm folglich um so fremder geblieben seyn, da er wider den Ehestand immer die mächtigsten Vorurtheile gehegt hatte. Er mochte sich nicht gestehen, daß er bisher ein Thor gewesen war, und doch wußte er auch nicht, was er mit dem unruhigen Gefühl anfangen sollte, was Jenny in ihm erregt zu haben schien. Wie natürlich war es also, daß die verworrenen Regungen seines Herzens ihm keine Zeit übrig ließen, an seinen Vorsatz, dieser

Welt

Welt zu entsagen, nur im mindesten zu denken.

Endlich langte die erwünschte Antwort von seinem Freunde in Margate an, die seine Empfindungen in Ordnung brachte. Es traf nicht nur alles umständlich zu, was Jenny ausgesagt hatte, sondern der Brief enthielt auch, nach dem was sein Freund von dortigen Einwohnern vernommen, ein so reizendes Gemälde von Jenny, und von ihrer Unschuld und Sittsamkeit, daß endlich die glimmenden Funken der Liebe in seinem Herzen zu hellen Flammen wurden. Er eilte mit der erhaltenen Nachricht zu seiner Schwester. Diese freute sich von ganzem Herzen mit ihm. O sie ist ein himmlisches Mädchen! rief sie aus: wär' ich ein Mann, Bruder, Jenny müßte

mein

mein Weib werden! — Also riethest du mir wohl gar, erwiederte Wolsey lächelnd, dieses liebe Mädchen zu heirathen? — O Bruder, versetzte Miß Wolsey, der Himmel hat dir ein Kleinod in die Hände geführt: möchtest du das so ganz fühlen, wie ich selbst! Wie glücklich würdest du dann seyn!

Am folgenden Morgen, mit dem sich der fünfte Tag anhub, seit Sir Wolsey die liebenswürdige Jenny aus den Händen ihres Räubers errettete, war das holde Mädchen, welches die Nacht halb verträumt hatte, ohne aus ihren Träumen klug werden zu können, ziemlich früh aufgestanden und spazieren gegangen. Als sie zurückkam, trug sie zwei Sträuschen von Vergißmeinnicht in der Hand, und reichte das eine dem Sir Wolsey und das

andere unter einer freudigen Umarmung seiner Schwester dar. Nur daß diese Blümgen kein Sinnbild vorstellen sollen! sagte Miß Wolsey. Wer könnte ein so liebes Mädchen vergessen? Nicht wahr, Bruder?

Jenny blickte erröthend auf Sir Wolsey, und zum ersten Male glitschte ihr Blick an seiner flatternden Locke hinab. Indem wurde der Thee und Butterbrod gebracht. Weißt du was, Bruder, sagte Miß Wolsey, während sie den Thee einschenkte: da Miß Jenny die ländliche Natur so liebt, so führe sie doch nach dem Thee in die Rosenaue und auf den Birkenhügel; ich komme dann auf einem kürzern Wege nach, so bald ich nur meine kleinen häuslichen Geschäfte besorgt haben werde.

Der Vorschlag ward angenommen, von Sir Wolsey mit lebhafter Freude, und von Jenny mit geheimem Vergnügen. Sie hatte überall etwas zu bewundern, bald die reizende Aue mit ihren Hügeln selbst; bald die Verschönerungen, mit welchen man der Natur schonend und geschmackvoll zu Hülfe gekommen war; bald das mancherlei Grün, das Wiesen und Hügel bedeckte; bald den klaren schlängelnden Bach; bald die ungeheure Menge von Rosenstöcken, die theils einzeln, theils buschweise, in scheinbarer Unordnung gepflanzt waren, und an denen bereits schwellende Knospen emporragten. Unter Gesprächen über die Schönheiten der Natur und den frohen Genuß des Landlebens, während welchen Sir Wolsey stets an Jenny's Blikken hing, waren sie auf den Birkenhügel

gekommen, auf welchem sich ein kleiner einfacher Tempel befand. Man hatte von demselben eine herrliche Aussicht über die ganze Aue und auch jenseits der Hügel. Sie waren hier wie angezaubert, und Sir Wolsey schlug vor, ein wenig auszuruhen und seine Schwester zu erwarten.

Kaum saßen sie neben einander da, so ergriff Sir Wolsey Jenny's Hand und sah ihr mit bedeutendem Ausdruck in die freundlichen großen offnen Augen. Jenny schlug sie nieder und erröthete. Könnten Sie mich lieben, schöne Miß? rief er voll Entzücken aus. Jenny erröthete noch stärker, und versuchte ihre Hand aus der seinigen zu ziehen. Könnten Sie meine Gattin werden, und den Genuß dieses Landguths mit mir theilen?

fuhr Sir Wolsey fort. — Jenny's Lilien waren nun auf ihren Wangen gänzlich vertilgt: sie brach plötzlich in Thränen aus; und auf sein wiederholtes Dringen in ihr bestürmtes Herz, sagte sie endlich weinend: Ach! ich bin ja nur ein armes Mädchen! Wie könnte ich Ihre Gattin werden! — O du bist reicher als ich, du Engel, rief Wolsey aus, und warf sich zu ihren Füßen: du bringst mir durch deine Unschuld und Tugend einen Schatz zu, den ich dir nicht entgegen setzen kann; aber ich gelobe dir hiermit unter Gottes freiem Himmel, ich will suchen deiner Liebe werth zu seyn. — Jenny blickte ihn zum ersten Male wieder an, und plötzlich bog sie sich gegen ihn hernieder und schlang ihre Arme um seinen Nacken. Ich bin Ihnen meine Rettung, ich bin Ihnen alles schuldig: wenn

wenn Liebe meinen Dank ersetzen kann, so nehmen Sie dieselbe auf ewig hin; und hiermit drückte sie ihm den ersten Kuß auf die feurigen Lippen.

Miß Wolsey hatte in der Nähe hinter einem Birkenbusche gelauscht, und konnte sich nun nicht länger halten. Sie lief auf die beiden Liebenden zu, und schloß sie in ihre Arme. Jenny verbarg ihr Gesicht am Busen ihrer Freundin. Sieh, Schwester, rief er aus, das ist mein Schutzengel: ich rettete sie nur aus den Händen eines Räubers; aber sie rettete mich vom Verbrechen des Selbstmords. Hier erzählte er ihnen, wie er bereit gewesen sei: diesen Entschluß zu vollbringen, als Jenny um Hülfe geschrien. Beide Mädchen waren ganz erschrocken. Fürchtet nun nichts mehr,

sagte Sir Wolsey, Jenny hat mich den Werth des Lebens erst kennen gelehrt, und sie wird immer, auch gegen Thorheiten, die mir ihr Besitz im hellesten Lichte zeigen muß, mein Schutzengel bleiben.

Jenny kam nicht wieder nach Margate. Ihre Tante wurde geholt, um Zeugin ihrer Verbindung zu seyn. Der Mutter ertheilte Sir Wolsey einen jährlichen Gehalt, jedoch unter der Bedingung, ihm und seiner Gattin nie zu nahe zu kommen. Sein schöner Landsitz blieb von nun an ihr beständiger Aufenthalt; und Sir Wolsey lernte den Werth des häuslichen Glücks in seinem ganzen Umfange empfinden.

Druckfehler.

S. 46. Z. 8. muß statt des ; ein , stehen.

— 141. Z. 18. lese man Farben statt Formen.

— 209. Z. 13. gefahren st. gefaren.

— 213. Z. 5. Schwärmer st. Schärmer.

— 218. Z. 2. Turniere st. Turnierer.

Die Aufsätze, die ich in dieser Sammlung liefere, sind zwar alle schon gedruckt, aber in mehrern periodischen Schriften zerstreut, die in weniger Leser Händen bleiben. Die günstige Aufnahme, die sie gefunden, machte mir es zur Pflicht, hie und da etwas zu verbessern, und so mögen sie nun über ihr Beisammenseyn sich bei ihren Freunden selbst entschuldigen.

Inhalt.

Die Reise nach Paris.

Die Kirmse zu Wallendorf.

Das Amfitheater zu Verona.

Die Gewissensfrage.

Die glückliche Rettung.

(7-3) 8.86 XX
III. 89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Wilhelm Gottlieb,

Darstellungen

Bd.: 1

Leipzig (1798)

P.o.germ. 86 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105226-2
VD18 80004946